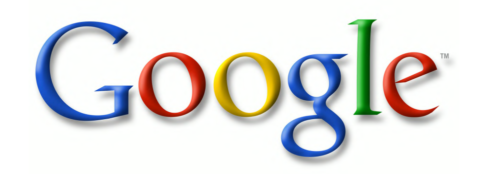
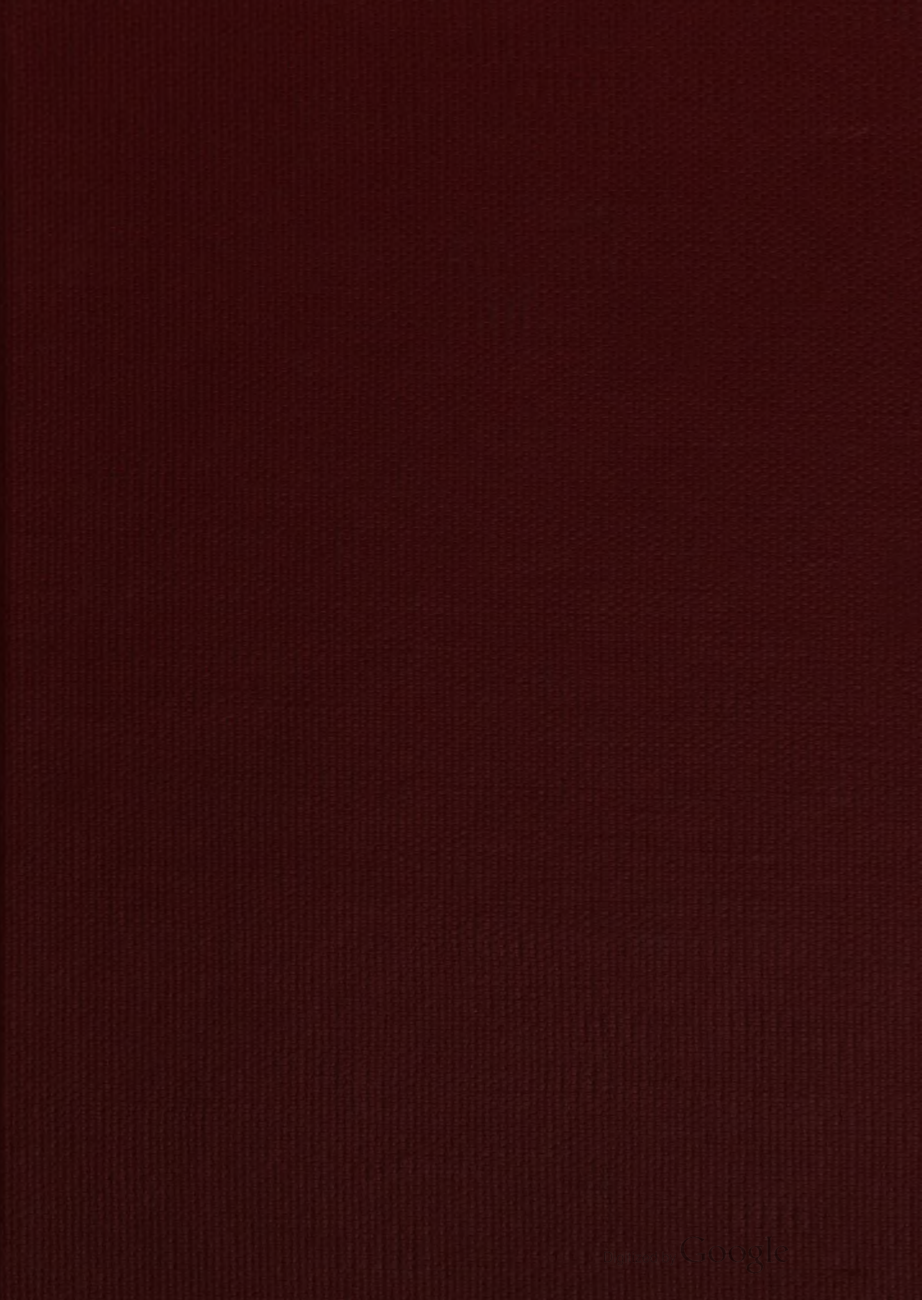
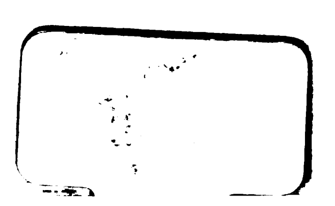






Märchen und Sagen

aus

Nordböhmen.

Aus dem Volksmunde gesammelt

von

Josef Alfred Taubmann
(Alfred v. Schützenau).

Reichenberg 1887.

Verlag von J. Fritsche.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

Inhalt.

Vorrede.

Mannigfaltig sind die Schönheiten und Reize, die unser liebes Nordböhmen zieren, den Ort, wo wir das Licht der Welt erblickten, wo uns die liebe Mutter mit deutscher Zucht und Sitte in fürsorgliche gedeihliche Pflege nahm, wo uns die süßen trauten Töne unserer Muttersprache zuerst erklangen aus der Theueren Munde und wie die Beste auf Erden vergnügt dankend auf zum Himmel blickte, als wir die ersten Laute der theueren deutschen Muttersprache nachlallen konnten. Wie sich ihr liebereicher Busen vor Wonne hob, als sie unser schwaches junges Leben wachsen, blühen und erstarken sah und wo der ernste Vater durch sein erziehliches Beispiel zuweilen mild auf uns niederblickte. Hier ist unsere liebe Heimat, der Ort der ersten kindlichen Wonnen, der nimmer schöner gesucht und gefunden werden kann.

Unser Nordböhmen ist auch in der That ein herrliches, sagenumwobenes Stückchen Erde und drinnen wohnt ein biederer deutscher Menschenschlag, der diese seine schöne Heimat zu schätzen weiß. Und wer könnte auch widerstehen dem Anblicke grüner golddurchwirkter Fluren, aus welchen die leuchtenden Silberspiegel zahlreicher Bäche und Teiche hervorblitzen, auf deren blauen Wellen Kähne sanft schaukeln?

Auf blauen Bergen thronen dunkle Tannenwälder, zwischen welchen Eichen und Buchen und Birkengebüsch ihr lichtes Frischgrün lachen läßt! Wen hätte der Anblick dieser lieben Heimatserde besonders von einem Berge aus nicht das Herz erfreut, wie sich die Fluren zu seinen Füßen

unter blauem Himmel wie eine große, lachende, prächtige Musterkarte dar geboten mit ihren geordneten Feldern, bald lichter, bald dunkler, die, mi ihren gradlinigen Grenzen umsäumt, einem großen Damenbrette gleich umher liegen? Dazwischen ragen harmonisch da und dort sanfte Hügel hervor, die sich ketten und fortreihen soweit das Auge reicht und wie dort größere in den klaren Heimatshimmel beißend, den Rand des Horizontes auszackend. Graue Ruinen, stumme Zeugen einer längst entschwundenen Zeit, siehst du thronen dort auf dem Roll, dem Diewin und anderen, wie sie melancholisch in die blauen Lüfte tauchen. Heute nisten Eul' und Rabe drin, wo einst kräftige Hünengestalten im Eisenpanzer in Eisenschienen wohnten, und wo das Burgfräulein dem schmucken Kämpen huldvoll zulächelte. An ihrem verfallenen Gemäuer rankt Epheu sich empor und die Dachwurz wuchert dazwischen. Zu Füßen dieser Burgen zogen sich einst üppig wuchernde Wälder, mit Wildreichthum ausgestattet hin, von dem du heute noch die tausend schmetternden Stimmen der Singvögel, die Töne des balzenden Birk- und Auerhahnes vernimmst, sowie das emsige Lachen der Spechte und das melodische Gurren der sanften Turteltaube. — —

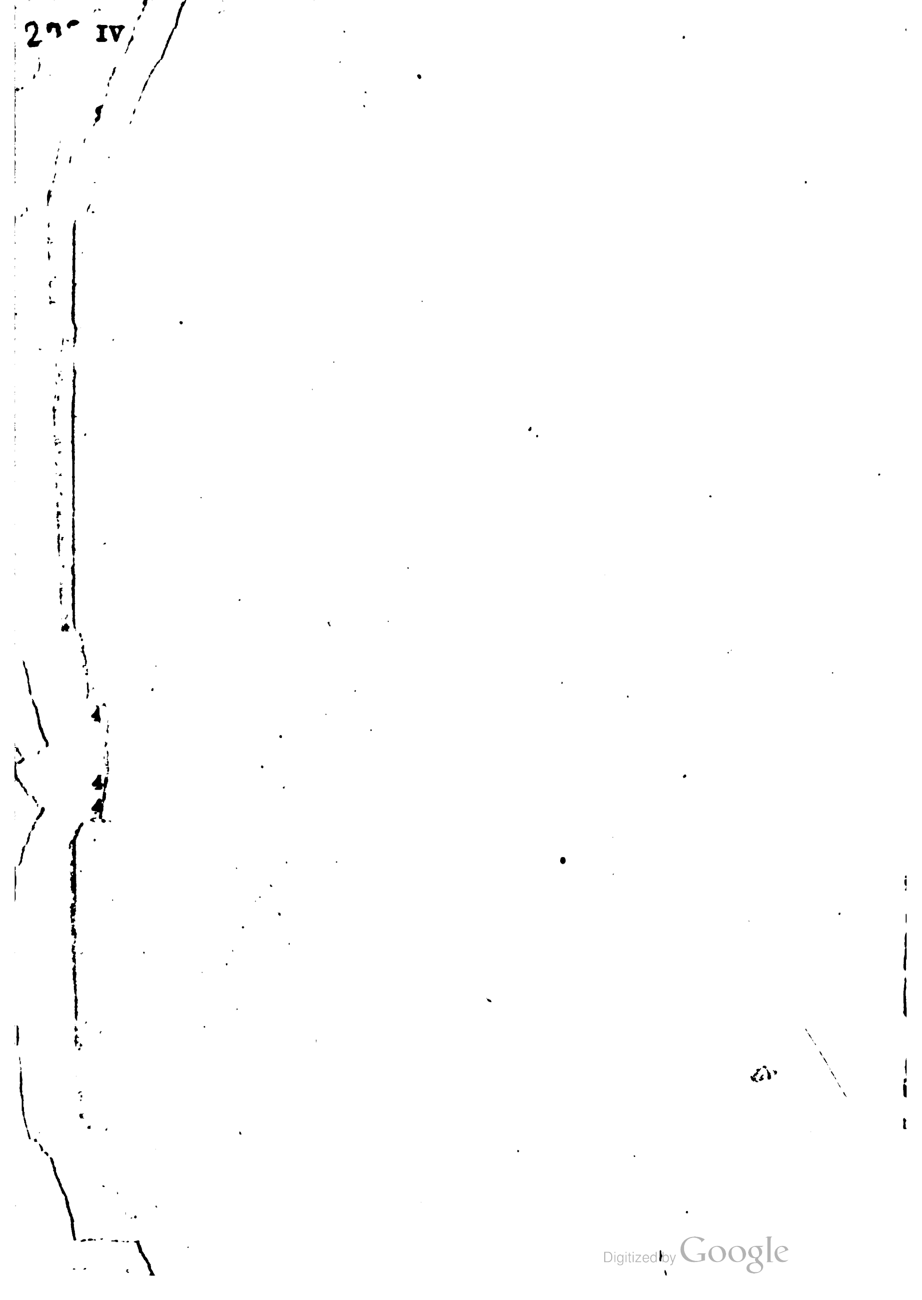
Noch manche Perle der Schönheit, noch mancher funkelnde Hort, entstanden in den Tagen unserer Voreltern, ruht in unsrer Heimat Bewohnern unbenützt versenkt und harret der Rettung aus den Armen der Vergessenheit. Schlichte zum Herzen sprechende Volkslieder sind's, sinnige Sagen, duftige Märchen und andere Erzeugnisse der Sinn- und Denkungs art unserer Altvordern und mit zunehmendem Suchen und Finden trete die uns Dahingegangenen Schritt für Schritt näher, wir lernen s immer mehr kennen, immer mehr lieben und schätzen und unsere Heim mit ihnen. Mit welchem Danke sind wir ihnen nicht auch verpflicht Sie haben uns einst eine rauhe Wildnis, durch deutschen Fleiß u deutsche Cultur zum schönsten Garten umgeschaffen und deutschen Ge hineingetragen, der wohl bisweilen schlummern konnte, aber nie und erſterben kann und wird.

Auch mein Herz gehört dieser lieben Heimat und ich betrachte es geradezu als Schuld, die ich dieser meiner Heimat theilweise abzutragen gedenke, wenn ich die Sagen und Märchen, die in ihr entstanden und nur noch hie und da vereinzelt schlummerten, und die ich in steter Fühlung mit dem Volke, wie es mir mein Wirkungskreis befiehlt, fand, der Vergessenheit entziehe. Gleichzeitig sage ich hiermit allen denen meinen herzlichsten Dank, aus deren Munde ich diese Sagen und Märchen gesammelt und bitte zugleich meine Leser, diese Beiträge als bescheidene Kinder meiner Muße- und Erholungsstunden freundlich aufnehmen zu wollen.

Der Verfasser

Josef Alfred Taubmann,

Volksschullehrer.



Die Waldweiblein im Jeschken.

1. Der Goldfaden.

Stolz hebt die mit einem blauen, harzduftenden Waldeskranze umgebene, mit mächtigen Quarzfelsstücken bedeckte, altersgraue Jeschkenkoppe ihr ernstes Haupt empor zum lieblich blauen Äther, der sich über lachende, nordböhmische Gefilde dahinwölbt. Lustige Vögelchöre jubeln im schmucken und bunten Grün schattenspendender Tannen, Buchen und Fichten und lichter Birken, und dazwischen murmeln krystallhelle Bächlein, sich wunderbare Mär erzählend, und rollen ihr Silber, und mit ihm tausend Grüße bringend, hinab in's herrliche deutsche Polzenthal. Hier in diesem paradiesischen Gefilde hatten vordem muntere Waldweiblein ihre Heimstätten. Alle waren gutmüthiger Natur — Halbwesen zwischen dem armseligen Erdenbürger und einer höheren Macht — und griffen gern in das Geschick des Menschen ein. — Munter und guter Dinge grasten breitgestirnte Rinder auf saftigem Grün, während lüsterne Ziegen vermöge ihrer Geschicklichkeit im Klettern zwischen Steingeröll dahier herumkletterten und hier und da die leckersten Kräuter pflückten und einer glotzenden Kuh ihre Kunststücklein zum Besten gaben. Dazwischen klang das schlichte, alte, deutsche Volkslied, vom Herzen kommend, zum Herzen gehend aus dem sangslustigen Munde des Hirten, der emsig dabei seinen Rocken mit sich führte und um die schnurrende Holzspindel den gelben Faden gleiten ließ. Da ertönte nun plötzlich in seinen Sang der silberhelle Ton eines Waldweibleins, das hinter ihm aus dem Laube raschelte. Staunend schwieg der Hirt, bezaubert von den noch nie gehörten süßen Klängen. Wehmüthig, mit feuchten Augen sah ihn das Weiblein an und bat ihn um ein Stücklein Brot. Redlich theilte mit ihr der Hirt sein einfaches Mahl. Freudig erglänzten jetzt die Äuglein des Buschweibleins und mit ihrer zum Herzen sprechenden Stimme dankte es jetzt dem Hirten für den wohlschmeckenden Imbiss. Behende griff die kleine Schöne nach der Spindel, spann nur ein Weilchen,

gab die volle Spindel zurück dem staunenden Hirten und verließ ihn allsogleich, so still, wie es gekommen. Aber, als er zu weifen anfängt, will der Faden gar nicht enden. Wie viele Strähne sind schon abgewickelt und immer noch ist die Spindel voll! Doch schau, der Faden hat gar wunderbaren Glanz, er ist von Gold, so fein, so weich und wie glänzend grün! „Ei du verdammtes Spiel!" schreit er vor Freude; doch halt, zu früh reißt der Faden, der weiter nichts als gewöhnlicher, flächsener nun ist.

2. Grünes Getreide.

Gar oft verließen die Kinder des Waldes die düsteren Orte des Hains, der sich am Fuße des Jeschkens bis zur Koppe ausbreitet und griffen hinein ins Leben des Menschen, der sich auf seinem entlegenen Gehöfte und mit seinem kindlich frommen Sinn und Glauben ihnen nicht zu entziehen vermochte. So trieb die heiße Sehnsucht nach dem Menschen ein solches Waldweiblein einst zu einem schmucken, jungen Bauer, der mit Mühe hinter seinen Pferden mit dem Eisenpfluge sein Feld bestellte. Plötzlich gewahrte er um sich ein holdes Wesen, das sich mit freundlichen Worten nach seinem Befinden erkundigte. Traurig, wie seine Lage ihm schien, klagte der Ackersmann dem Weiblein, dass er mit saurem Schweiße dem steinigen Boden sein Brot abtrotzen müsse, und was ihm sonst noch alles nicht nach seinem Wunsche gehe. Das Weiblein spendete manch goldenes Trosteswort dem mit seinem Schicksale Hadernden, und welch Feuer loderte in ihren Augen, als es gewahrte, wie sich das des Gedrückten belebte! Doch das, was der junge Bauer empfand, war mehr als eingekehrte Zufriedenheit. In heftiger Liebe entbrannte er zu ihm, dem süßen Buschweiblein. Mit klopfendem Herzen gestand er ihm seine Liebe und nur unter der Bedingung, dass er niemals fluche, erwiderte sie das Weiblein. Mit Wonne führte er seine liebliche Braut zum Altar und verlebte im vollsten Glücke Jahre mit ihr. Allüberall ruhte des Himmels Segen auf seinem Hause, seinem Felde, auf jeglichem Bemühen. Doch auch die Zeit der Prüfung sollte nicht ausbleiben. Einst musste es geschehen, dass der Glückliche, herzlich von seinem Weibchen Abschied nehmend, nach Gablonz verreiste. Aber während seiner Abwesenheit zogen am fernen Horizonte schwarze Wölklein, Unheil drohend, über Reichenberg auf. Fern schon grollte der

Donner (diese Gewitter brechen sich am Jeschkenberge und sind heute noch sehr gefürchtet). Obwohl das Getreide noch grün war und erst verblüht hatte, so sammelte doch die kleine, sorgsame Mutter des Hauses ihr Gesinde um sich und machte sich mit demselben auf, das grüne Getreide zu schneiden und einzuschaffen. Die Nachbarn, denen das Glück der Emporkömmlinge schon längst ein Dorn im Auge war, spotteten weidlich über die Tollheit der kleinen Bäuerin. Als unterdessen das Getreide nach und nach die Scheuer füllte, verbreitete sich das tolle Treiben des kleinen Weibes von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, bis es zu Ohren des heimkehrenden Gatten kam.

Aber, wie wüthend wurde er, als sich diese Nachricht bewahrheitete! In einem vernichtenden Fluche machte er seinem Grolle Platz. Der Donner brüllte immer fürchterlicher, Blitz auf Blitz fuhr rasselnd nieder und ein Wolkenbruch mit haselnussgroßen Schlossen verwüstete Halm um Halm der wogenden Saaten im ganzen Umkreise des Jeschkens. Zornig suchte er sein Weib, fand sie aber nirgends, sie war für immer verschwunden. Vor Wuth und Neugierde zugleich tritt er in die Scheuer. Aber wie groß war hier sein Erstaunen! Ein goldene Garbe lag an der anderen voll tausendfältiger Frucht bis zum First empor. Weinend vor Gram wälzte er sich auf dem Boden, zerraufte sein Haar, und seines Lebens Glück war für immer dahin. So geschehen und erzählt im Dorfe Johannesthal am südwestlichen Fuße des Jeschkens.

3. Die verlorene Axt.

Die junge Morgensonne blitzte durch das Grün der Zweige, an denen tausend und abertausend Thautropfen wie Edelsteine blitzten. Stattliche Hirsche mit stolzem Geweih wechselten aus der Lichtung dem jubelnden Walde zu. Langsam keuchten, die schwere Axt auf der Schulter, drei Holzhauer von Johannesthal den steilen Jeschken hinan. Ihre blanke Waffe fraß sich hinein in den blühenden Wald und Baum um Baum fiel unter ihren wuchtigen Hieben. Die Sonne brannte heißer und heißer auf ihre gebräunten Gesichter, dass sie sich kaum des Schweißes erwehren konnten. Ganz ermattet suchte jeder einen kühlen Born zu erreichen, um sich an einem Trunke kühler Labe zu erquicken. Jeder, arm wie er war, nahm seine Axt mit sich, sie konnte ihm ja gestohlen werden; wie aber schnell zu einer neuen gelangen? Einen von der Schar

führte das Geschick waldeinwärts zu einem tiefen Brunnen voll silber-reinsten Wassers. Mit Begierde warf er sich hin und trank liegend den kühlen Quell, an dem er sich kaum sättigen konnte. Dabei fiel ihm, o wie Schade, seine Axt hinunter in die Tiefe und war nicht mehr zu sehen. Nun jammerte der arme Tropf: „Sieben Kindlein hast du daheim und kein Brot, und meine Axt ist mir verloren, ich kann mir nun nichts mehr verdienen!"

Allein wie er so händeringend dastand, erschien ein kleines, graues Weiblein und frug ihn nach der Ursache seines Leides. Getreulich erzählte er mit neuerwachter Hoffnung dem Weiblein sein Unglück. „Greift nur hinein in den Brunnen," so redete mit Silberstimme zu ihm das Weiblein, und wie er es that, da hat er große Augen gemacht, denn in der Hand hielt er eine Axt aus purem Golde. Verwundert schaute er auf das Weiblein und dann wieder auf die goldene Axt. „Ist das deine Axt?" so redete fragend das Weiblein. „Nein!" warf er ungeduldig hin. „Nun, greife noch einmal hinein," rieth ihm das Waldweibchen, und als er es gethan, da kam eine blitzend silberne zum Vorschein. „Auch das ist nicht meine Axt," so sprach der Tropf. „Nun so greife nur nochmals hinein ins Wasser," sprach das Weiblein weiter, und als er hineingegriffen hatte, da brachte er, der Holzhauer, seine eiserne Axt zum Vorschein. „Ist das deine Axt?" frug das Weiblein. „Ja, die ist es," rief vor Freude und Verwunderung der Holzmacher. „Nun, behalte alle drei," so sprach das kleine Geschöpf, „und deine Kinder werden Brot haben und du wirst es nicht bereuen, wahrhaft und ehrlich gewesen zu sein." In frohem Tanze hüpfte nun sein fröhlich Herze und er machte sich spornstreichs auf den Heimweg. Während seines Ausbleibens hatte man nach ihm gesucht und jetzt traf ihn ein anderer Holzknecht, der mit Neid die goldene und die silberne Axt auf seiner Schulter liegen sah. Mit gespannter Neugierde erkundigte er sich nach dem Abenteuer des glücklichen Collegen und verlor davon auch kein sterbend Wörtchen. Eiligst lief er zu dem beschriebenen Brunnen, warf sich ebenfalls nieder um zu trinken und gab dabei seiner Axt wohl manchen heimlichen Stoß, in der Hoffnung, sie würde hineinfallen, aber die Axt rückte nicht vom Flecke. Nun warf er keck dieselbe hinein, dass sie ebenfalls versank. Nun fieng er gleich seinem glücklichen Nachbar an zu klagen und zu jammern, bis das Weiblein auch ihm erschien. Auch er wurde gefragt nach seinem Unglücke und erzählte dem Weiblein sofort seine Lüge.

Das Waldweiblein hieß auch ihn hinein ins Wasser greifen, wozu er sich nicht lange heißen ließ. Aber wer malt seinen Unwillen, als er in der Hand seine eiserne Axt blinken sah. „Ist dies deine Axt?" frug ihn die kleine Graue. Er aber antwortete mit einem kräftigen „Nein". Auf Geheiß des Weibleins zog er eine silberne nun heraus. Aber seine Habgier war noch nicht befriedigt. Als er nun auf das dritte Geheiß des Weibleins hineingriff in den Brunnen, da hielt er zu seiner Freude eine goldene Axt in der Hand. „Das ist meine Axt!" rief er aus voller Kehle. Das Waldweiblein aber sah ihn eine Weile mit voller Verachtung an und beförderte die Silberaxt und die Goldaxt sofort wieder zurück in den Brunnen. Nun aber ergriff es die Eisenaxt und sagte: „Hier hast du, Lügner, deine rechte Axt!" und warf sie ihm vor die Füße und verschwand. Der zerknirschte Holzhauer aber hörte im Gezweig der Tannlein folgende Worte:

„Wir müssen nun aus diesem Land,
Weil Lug und Trug ist allbekannt!"

4. Auf der goldenen Höh'.

Ein milder Frühlingsmorgen lag über Wald und Flur. Im Osten glühte majestätisch die niemüde Sonne in verjüngter Pracht und sandte ihre belebenden Strahlen ins friedliche Polzenthal, das noch im leichten Nebelkleide lag. Im Laube der frischgrünen Zweige putzten die erwachten Vögel ihr weiches Gefieder und zwitscherten fröhlich einander den Morgengruß zu; und auf dem einsamen Hofe des Landmannes krähte der Hahn in die sonnige Morgenluft, und weckte die müden Schläfer zu neuem Tagewerke. Bleichschneiders Tonel, ein wohlhabender Bauer aus Drausendorf, zwinkerte mit den Augen zum Guckfensterlein seiner niederen Wohnung heraus und rief seinem Knechte zu: „Friedel, abfüttern, einspannen, fahr auf die gold'ne Höh' und ackere dort die „Quiere" um!" Friedel, ein behäbiger und unzufriedener Mann ha[illegible] besten Jahren, spannte auch richtig, aber eine halbe Stunde un[illegible], zwei runde Gäule vor den niederen Pflug und schickte sich an, un[illegible]schwind als es ihm möglich, den Befehl seines Herrn zu vollführen. u[illegible]f die gold'ne Höh'! ja auf die gold'ne Höh'!" so brummte Friedel, [illegible] den Schindanger danaus, das wäre das richtige Wort für diesen [illegible]den, buckligen Berg!" Also brummend, fasste Friedel ingrimmig die

Zügel, griff nach der Peitsche, knallte ein paar Mal durch die Luft und fort giengs brummend dem holprigen Bauernwege entlang, der gold'nen Höhe zu.

Die goldene Höhe, ein niedriger, waldgekrönter, theils kahler Hügelzug, erstreckt sich von Drausendorf bis zum hornblendereichen Basaltberge, Silberstein genannt, bei Seifersdorf hinab und gewährt nach Nordost und Südwest eine, obzwar beschränkte, doch erquickende Aussicht. Hier hatten, so erzählt der Volksmund, die Zwerge des Jeschkengebirges ihre Heimstätten und Schätze, und deshalb nannte man den Hügelzug die gold'ne Höh', und das mit Recht und Fug. Ingrimmig, verbissen und in sich gekehrt, war Friedel auf der gold'nen Höh' angelangt und emsig riss er Furche um Furche mit seinem schweren, blinkenden Eisenpfluge. Obgleich ihm der Schweiß in dicken Tropfen aus seiner gebräunten Stirn trat, er achtete es nicht, war er doch viel zu viel mit seinem Innern beschäftigt. „Wie musst du dich plagen, armer Friedel!" so redete er zu sich selber, „wär's nicht ganz anders, wenn du reich wärest?" Unter diesen und anderen Gedanken mehrte sich die Arbeit und verrann die Zeit.

So wacker drauflos arbeitend, die Pflugschar in die harte Erde drückend, klirrt und klingt es auf einmal zu seinen Füßen! Was war das? Und wie er glotzend abwärts schaut, da hat er Augen gemacht! Da lag ein kupferner Topf, voll goldner, klingender Münze. Zitternd vor freudiger Erregung und lautlos starrt er hinunter, bückt sich und nimmt den gleißenden Schatz, bindet ihn, seine Jacke drüber deckend, auf seinen Pflug und fährt sofort nach Hause. Wie fröhlich war er nun, und wie glücklich auf einmal geworden! Doch den Schatz, wohin mit ihm, dass es niemand erfährt? So dachte der glückliche Friedel. Da war er nun hinter der Scheuer am Hofe schon angekommen. Da schoss es ihm wie ein Blitz durch den Sinn: „Den Schatz versteckst du einstweilen hinter den Bansen!" Das that er auch und machte sich daran, die „fremden" Pferde auszuspannen, wie er dachte, das letztem[al], denn nun konnte er sich selber die schönsten Vollblutrenner kaufen. [...] das eine Lust! In nobler Kutsche sah er sich sitzen, wie ei[n] hinsausen, noble Kleider tragen und froh und fröhlich sein [...] Wonne rieb er sich so die Hände. Doch alles sollte ander[s] kommen. — Die Pferde waren nun ausgespannt und ein[...] einem fröhlichen Gesichte, wie es noch niemand an ihm

gieng Friedel in die Stube. Er wunderte sich wohl ein wenig, daſs alles so still und ruhig auf dem Hofe zugieng; aber, wer malt seinen Schreck, den er empfand, als er über die Schwelle der Stubenthür schritt? Was sah er da nicht? Da hieng sein Herr so starr und leblos mit den Füßen an der berusten Stubendecke! Und hinten in der Ecke hieng die Frau, desgleichen die Kinder und das übrige Gesinde kopfab zur Erde. Unserm Friedel erstarrte das Blut in den Adern und mit offenem Munde und großen, thalergroßen, starrenden Augen stand er an der Stubenthür, und wäre um alles in der Welt nicht da hinein gegangen! Kreidebleich stürmt er hinaus und ergreift den Schatz und stürmt mit demselben sofort wieder zurück auf die „Quiere" der gold'nen Höh' und übergibt das verderbenbringende Gold wieder dem schweigenden Boden. Seine Beine schlotterten, als er sich auf den Heimweg machte und tiefste Besorgnis erfüllte sein ganzes Wesen bei dem Gedanken an den fürchterlichen Zustand seines Herrn und dessen Angehörige, an das Unheil, das er durch seinen Schatz hervorgerufen.

Tiefbekümmert kam er herein.

Munter spielten wieder auf dem Hofe die rothwangigen Kinder unter fröhlichem Gekicher und die Mägde luden Heu. Das brachte den Friedel ganz um seinen Verstand. Noch nicht der Worte mächtig, gieng er voll Neugierde in die Stube, in welcher wiederum sein Herr und dessen Frau in ruhigem Gespräche beim großen Tische saßen. So viel des Wunderbaren in so kurzer Zeit aber konnte Friedels Verstand mit dem besten Willen nicht fassen, deshalb stand er wie eine Säule, wie zuvor an der Stubenthür und sperrte sein Maul angelweit auf, als sollten ein Dutzend Zweispänner da hinein fahren. Wie er aber halberwegs zu sich gekommen, da trat er einen Schritt näher und maß noch immer mit durchbohrenden Augen seinen Herrn, der gar nicht begreifen konnte, was heute mit Friedel vorgehe. „Was hast du?" so frug er seinen Knecht, dem erst jetzt die Zunge gelöst war, und dieser erzählte mit fiebernder Hast, was er soeben vor einer Weile Schreckliches gesehen habe. Der Herr aber war wie dessen Frau und Kinder ganz fröhlich und guter Dinge und lachte seinen Knecht derb aus und schalt ihn dies und das. Friedel aber war nicht von seinem Ding herunterzubringen und sprach: „Was ich gesehen, hab' ich gesehen, und ich bin ich!"

Immer noch stand er da mit kreideweißem Gesichte und schüttelte mit dem Kopfe bedenklich ein paar Mal hin und her und machte ein

über das andere Mal „hm! hm!" und es wollte ihm gar nicht recht gefallen, dass sein Herr weidlich lachen muſste, und das war doch nichts Kleines mehr, was er gesehen. Übrigens vergaß Friedel seinen Schatz, war er doch herzlich froh, dass die Sache noch so glimpflich abgelaufen. Mit wem er zusammentraf, dem erzählte Friedel im Stillen ganz sachte sein sonderbares Erlebnis und fand, wie es so zuzugehen pflegt, bei Einem wenig, beim Andern wieder mehr Gehör. Und das traf zumeist bei einem alten Soldaten, der die Schwedenkriege mitgemacht hatte und im Rufe stand, Mancherlei zu können, wovon andere Menschenkinder keine Ahnung hatten. Mit diesem alten Krieger berieth sich Friedel über die Sache und jener nahm sich derselben wärmstens an. Lange, lange Zeit saßen die beiden allabendlich, nachdem Friedel mit seiner Tagesarbeit fertig war, beisammen und beriethen gemeinschaftlich, wie die Sache anzufangen wäre, damit keinem ein Unheil geschähe und der reiche Schatz doch noch in ihre bedürftigen Hände käme.

Es vergiengen Tage, Wochen und Monate. Der Sommer war vorüber und die grüne Erde wurde fahl und hüllte sich später sogar in ihr weißes Leichentuch. Es war Winter. Die nächtlichen Sitzungen mit dem Alten kamen häufiger vor denn je, da Friedel nun weniger von seinem Dienste, den er bei Bleischneiders Tonel beibehalten, in Anspruch genommen wurde. Sowie dem Friedel sein freies Stündel schlug, lief er zum alten Corporal, der im Besitze mehrerer Zauberbücher war, die nun viel Raths ertheilen muſsten. Die Sache wurde recht geheim gehalten und beide bereiteten sich auf den glückbringenden Palmsonntag vor, wo sie reiche Leute werden konnten. Nun war der Palmsonntag da. In der Kirche zu Oschitz sollte die Passion gesungen werden. Das war der heißersehnte Augenblick. Stumm wanderte Friedel, dem alten Corporal zur Seite, fröhlich der gold'nen Höh' zu. Dort angekommen, zuckte dem alten Krieger die Wünschelruthe unruhevoll in der Hand und sein Herze, das im Kugelregen der Schwedenschlachten an seine Männerrippen gepocht hatte, schlug jetzt lauter denn je.

Da auf einmal richtet sich die Ruthe senkrecht, denn sie waren am rechten Flecke! Friedel, der von allen dem durch den Alten auf's Beste unterrichtet war, wuſste sogleich, was das bedeute, und wuchtig hieb er mit seiner Hacke in die steinige, reiche Erde, dass der Boden schollernd um seine Füße flog. Die Geldgier lieh im Kräfte und er kam endlich, ohne zu murren, tief da unten auf eine Truhe, gewaltig und groß!

Und wie beide nun in bester Arbeit sind, da hörten sie ein Singen und Klingen über die Höhe gehen. Sie stutzten. Dazwischen wirbelte regelrechter Trommelschlag, und es dauerte gar nicht lange, da kamen Regimenter kleiner, dickköpfiger Zwergsoldaten im vollen Marsche die gold'ne Höh' herab gezogen. Die Schatzgräber waren aber darüber sehr verwundert, denn das hatten sie schon gar nicht erwartet, und standen da wie Bildsäulen und guckten dem Zwergenheere nach, das in musterhafter Ordnung den Bergabhang entlang hinunter zog. Ängstlich kauerten beide nieder und warteten auf das Ende, aber immer wieder kamen dichte Abtheilungen von hinten nach und es wollte schier kein Ende nehmen, das Marschieren, das Trommelgewirbel und der feine Sing und Sang. Endlich ist er verstummt, der störende Ton, und die Unholden sind verschwunden. Nur aus weiter, weiter Ferne noch ertönt ein schwacher, halberstorbener Sang und Klang. Erleichtert athmeten die gestörten stummen Schatzgräber auf und mit langen, fragenden Gesichtern blickten sie stumm einander an, und über ihre geschlossenen Lippen kam kein sterbender Laut. Das war ihr Glück. Doch der Graus sollte noch nicht aufhören; da kam erst Einer noch auf einem Ziegenbocke die goldene Höh' herabgeritten. Es war ein prächtiger kleiner Officier in grüner Jägertracht. Er schien in voller Eile und frug die geneckten Schatzgräber: „Ist die Armee schon lange hinunter?" „Eine kleine Weile!" riefen die zwei in einem Augenblicke, um im nächsten nach dem Schatze zu sehen, von dem aber nun keine Spur mehr zu entdecken war. Und daran war ihre Antwort schuld! Das sollte die Frucht monatelanger Vorbereitung sein?!

Friedel hätte darob wie ein Kind weinen mögen, denn seine schönsten Hoffnungen waren wiederum mit einem Schlage vernichtet und er der arme Friedel wie zuvor. Immer noch blitzte es ihm vor Augen, das grüne Gold, es war zu lebendig in Friedels Kopfe, als dass er sein Vorhaben, reich zu werden, so mir nichts dir nichts aufgegeben hätte! Hatte man ihm ja gesagt, einem Sonntagskinde wäre es schon möglich, [illegible] ein solches war er ja, so erzählte ihm oft, als er noch klein, sein [illegible]tes Großmütterchen. „Wars heuer nicht geglückt, so vielleicht das nächste Jahr!" so tröstete sich Friedel und er hatte sich bald in sein herbes Schicksal gefunden. Wiederum war der Palmsonntag herangekommen. Friedel aber hatte während des Jahres in Erfahrung gebracht, dass ein kleiner, dickköpfiger Zwerg, welcher sich auf dem Jeschken

aufhielt, den Schlüssel zu den unermesslichen Schätzen besitze, und wenn man es recht anfänge und käme in den Besitz des Schlüssels, so müsse der Schatz sein werden. Deshalb stieg Friedel schon in aller Früh am Palmsonntage vor Sonnenaufgang mutterseelenallein zum Jeschken hinan, den Schlüssel zu holen. Wie er so unter dunklen Tannen den Abhang hinanstieg, begegnete ihm aber schon der Oberste der Grauen, und der hatte einen langen grauen Bart und ein rothes Käpplein auf dem Kopfe. Das war dem Friedel aber gar nicht recht und er that, als ob er Jenen gar nicht gewahre und wollte links abbiegen. Da aber trippelte das kleine Männlein ihm vor die Füße heran und grüßte und fragte: „Wo geht der Weg nach Schönbach?" Friedel aber machte ein verteufelt finsteres Gesicht und ohne zu antworten, deutete er mit der Rechten nach der Richtung gegen Schönbach. Der Kleine aber fieng an zu kichern und sagte: „Wie du's auch anstellen magst, die Schätze wirst du nimmermehr heben!" Und wie das Männlein diese Worte gesprochen hatte, so war es auch schon verschwunden. Friedel wurde aber darüber ganz unwirsch und wehmüthig sprach er: „Wer für die Kastenraber bestimmt ist, kommt nimmermehr an einen Stellwagen!" Und die Worte des Männleins giengen in Erfüllung, denn Friedel kehrte ohne Schlüssel vom Jeschken heim und ist zeitlebens Knecht geblieben. Die Schätze aber liegen noch und der Ort heißt heute noch die gold'ne Höh'.

5. Der wilde Tanz.

Eine wunderschöne mondhelle Nacht lag auf den Fluren und der Jeschken guckte neugierig hinein in den in wundervoller Sternenpracht prangenden nordböhmischen Himmel. In der Schenke eines Thaldörfchens aber spielte die Musik lustige Weisen und ein leichtes Lüftchen trug die lockenden Töne herüber ins Nachbardörfchen, gelegen im Grünen, und zogen einen tanzlustigen Jüngling zu sich hinüber. Er gieng seiner einsamen Weg, so für sich hin, im nächtlichen Kieferwalde, auf de[illegible] Mond sein bleiches Licht vertheilte, dass die knorrigen Kiefern gesp[illegible]rische Schatten warfen. Und wie er unter dem Laubdache flüstern[illegible] Zweige dahinwandelt, da traten aus der Waldesnacht zwei kleine, lie[illegible]liche Weiblein hervor. Sie waren wunderschön anzusehen und trugen weiße Kleider, die so zart waren, als hätte sie leichter Mondenschein

gewoben. Und die zarten Kleider zierten rothe Schleifen, und das Haar der Schönen wallte wie Gold in zarten Locken hinunter über den marmorschönen Hals und Lilienbusen. Auf dem Scheitel glänzten und flimmerten im Haar edle Steine in wundersamer Pracht. Das war eine Schönheit, ein Reiz und ein Geflimmer, wie er noch nie gesehen. Sein reines Herze hüpfte bald vor Wonne, bald wieder zog es sich ängstlich zusammen, und ihm ward bald so weh, bald wohl, so süß! Sie traten zu ihm, die Waldfeen, mit holden, lächelnden Mienen und frugen ihn im eigenthümlich klingenden Tone, wohin er gienge. „Zum Tanze!" antwortete er. „Ach, wie gern, wie gern giengen wir mit zum Tanze," riefen die Holden in bittendem Tone, „ach nähmest du uns mit!" Dabei lächelten sie so hold, so lieb und wonniglich das Menschenkind an, dass ihm dabei ganz warm ums Herz wurde. Wie aus den Wolken gefallen, dachte er, kommen da zwei solche Dinger und sie sind wirklich hübsch. „Nun," sprach er, „gehet mit zum Tanze!" Denn solche niedliche Hände und solch goldenes Haar und der eigenthümliche Silberton ihrer Stimmen und so edel geschnittene Gesichter waren ihm gar eine fremde Welt, und er wurde bald gar traurig, und bald hätte er jauchzen mögen. Er war in heftiger Liebe zu den „Holzweiblein" entbrannt. Und, was würde das nicht für ein Aufsehen geben auf dem einfachen Tanzsaale der ärmlichen Dorfschenke und was würden nicht die scheelsüchtigen Kameraden dazu sagen? Da schritt er unter den seligsten Gefühlen von der Welt gegen das Nachbardörfchen. Ihm zur Seite schritten die Mädchen und sangen so herrlich süße Lieder, die ihm beinahe das Herz aus dem Busen gestohlen hätten. Und seine Füße fiengen, ohne dass er es wollte, so leicht zu werden und zu hüpfen an. Das war ihm aber noch gar nicht vorgekommen, und er fieng an misstrauisch zu werden; was sollte daraus werden? Immer lieblicher aber entperlten die lockenden hellen Töne den Hälsen der Schönen, immer lustiger hüpften seine Füße und im wirbelnden Tanze führten ihn die Jungfrauen über den bunten Teppich der Flur, dass ihm die Sinne schwanden und sein Herz schier springen wollte. Wie kalt war nicht r Odem! „O lasset los, lasset los!" bat er; aber immer rasender engs über Feld und Au. Da aber schrie er aus Leibskräften in seiner th: „Nun, so geht denn ohne mich zum Teufel auf Ordonnanz!" d wie er dies gesagt hatte, waren die Jungfrauen sofort verschwunn und er lag, in Blumen gebettet, ruhig auf der mondbeschienenen Flur.

Aber die hellen Schweißtropfen perlten ihm von der Stirne, und ganz ermüdet lag er da. In Eile aber mühte er sich auf, um baldigst unter Menschen zu kommen. Mühsam schleppte er sich fürbaß. Allein, er war noch nicht weit gegangen, da raschelte aus dem Laube der niederen Erlen wiederum ein kleines wunderschönes Buschweiblein, das hatte ein laubgrünes Röcklein an und ein rosenrothes Schnürleibchen bedeckte ihren vollen, zarten Busen. Und ein Gesicht, so zart und fein, wie Milch und Blut hatte es, und war so verlockend, wie kein Weib sonst! „Darf ich mitgehen zur Musik?" redete es in lieblich feinem, klingendem Tone, als ob es ein Glöcklein in der Tiefe der Brust versteckt gehabt hätte. Und weil es so klein und schön war, hatte er Vertrauen zu dem niedlichen Wesen und er nahm es mit sich. Es hieng sich aber an seinen Arm, was ihm wohl nicht ganz lieb war, und sang die lieblichsten Weisen, noch einschmeichelnder und süßer als die wilden Tänzerinnen zuvor sangen, und es wurde ihm wieder gar wundersam zu Muthe. Wie sie an seinem Arme, so zärtlich singend, weitertrippelte, da zeigte sie ihm die schönsten Städte, und die Teufelsmauer hinter Kessel schien voll der schönsten Häuser zu sein. Und wie schön waren die nicht! Das goldene Dachel Friedrichs, von dem er in der Schule schon gehört hatte, war gar nichts dagegen. Hier waren die Dächer alle von Gold und die Fenster funkelten von Edelstein. Weil er aber solche Pracht noch nicht gesehen, und er den lieben grünen Wald und die blumige Wiese viel lieber sah, als solche Kostbarkeiten, die ihm Teufelswerk zu sein schienen, so schrie er in seiner Seelenangst: „O du heilige Mutter Gottes, hilf mir nur noch diesmal!" Und kaum hatte er so gerufen, da war das Weiblein und das Blendwerk auf einmal verschwunden. Froh, dass er dem Spuke entgangen, lief er eiligst in die Schenke. Dort kam er aber ganz verstört an. Weiß wie die Wand war sein Gesicht und seine Glieder zitterten. Tausend Fragen bestürmten ihn, was mit ihm denn vorgefallen, dass er so verstört sei. Und er musste erzählen. Da kamen alle Bekannte und Verwandte zu ihm, da gab es ein [illegible] dern und viel Kopfschütteln. Andere aber lachten über die selt[illegible] schichte. Der arme Bursche aber war herzlich froh, dass er wi[illegible] Leuten war. Er setzte sich in die nächste Nähe des stärksten [illegible] denn er fürchtete sich noch gewaltig, trank aber seine braun[illegible] mit gutem Durste und seit jener Zeit gieng er niemals me[illegible] allein. Er musste stets gekoppelt sein!

6. Guter Rath.

Die warme Frühlingssonne küßte die Erdenmutter aus ihrem nothwendigen, stärkenden Winterschlafe und lockte mit ihrem goldenen belebenden Strahle das All der lieben Blümchen auf der grünenden Wiese und dem saftenden Anger zum Lichte hervor, und das herzige Blauveilchen duftete wieder, ein Bild der Bescheidenheit, unter den lichten Weiden und knorrigen Erlen am murmelnden Bächlein, die allesammt wieder dem lieben Frühling zu Ehren ihre lichtgrünen Fähnlein ausgesteckt hatten, und das Heer der befiederten Frühlingsgäste jubelte wieder auf allen Enden und Zweigen.

Auch den Landmann lockte es wiederum aus seiner dumpfen Behausung hervor und mit neugestärkten Gliedern gieng er wohlgemuth der ehrenden Arbeit auf freiem Felde nach, wo ihn die trillernde Lerche mit ihren bunten Liedern ermunterte. Auch einen Bauer aus Kessel zog es hinaus auf sein Feld, wo er sich anschickte, in den schwarzen dunklen Schoß des Ackers das schlafende Körnlein zu streuen, in der frohen Hoffnung auf eine gesegnete Ernte.

Er war immer recht fromm und redlich und gutherzig und der Segen des Himmels blieb nicht aus. — Wie er so für sich, sein Linnentuch an der linken Seite, welches den hoffnungsvollen Samen barg, über sein Feld schritt und mit der Rechten die Körner im Bogen warf, da kam, wie aus dem Boden hervor, auf einmal ein kleines Weiblein daherspaziert. — „Guten Morgen, liebes Bäuerlein!" so hub es zu sprechen an, „wie gern wollt ich dir Glück und Segen zum Gelingen deiner mühevollen Arbeit bringen, aber ich kann dies nicht!" Dabei blickte es mit einer tieftraurigen Miene vor sich nieder. Überrascht hielt der Bauer inne. Das kleine flinke Ding, so wunderhübsch es war, erfreute ihn sichtlich und bevor er noch ein Wörtlein antworten konnte, da fuhr die Kleine bittend fort: „Liebes Bäuerlein, hör auf mit dem Säen. Du hast dir nicht die rechte Zeit dazu gewählt. Höre auf meinen Rath und es soll dich nicht gereuen, mir gefolgt zu haben!" — — — — Der Bauer aber erwiderte: „Wer hat dir, süße Kleine, das verrathen?" — „Das frage nicht!" wehrte ernst das Waldweiblein ab. „Und, wenn die Sonne wird im Abendgolde prangen, da säe dein Korn aus und die schönste Ernte wird dir's lohnen!"

Und, wie es dies gesagt hatte, war es verschwunden. — — — —

Lange stand der Bauer da, ganz verwundert über die holde Erscheinung und über ihr räthselhaftes Kommen und Gehen, dann sprach er zu sich selber: „Wer weiß, zu was es gut ist!" spannte seine Kühe vor den Wagen und fuhr nach Hause.

Wie aber der Sonne Abendgold glühte, stand der Bauer wieder mit seinem breitgestirnten, wohlgenährten Vieh auf seinem Felde, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, ganz so, wie's ihm das Weiblein gerathen. Munter giengs ihm von den Händen und ehe er's ordentlich dachte, war er fertig. Da läutete mit feierlichem Tone das Abendglöcklein des Dorfes. Er kniete nieder und verrichtete sein Abendgebetlein. Gestärkt und feierlich gestimmt fuhr er wieder heim und nicht lange darauf lag er im tiefen, süßen, Friedensschlummer. — — — —

Die Sonne stieg dann Tag für Tag höher am Himmel und die Saat gieng auf, grünte lustig und schoss in die Halme, blühte und reifte. Und tausend und abertausende von goldenen Ähren krönten die langen Halme der wogenden Saat, die auf Geheiß der Kleinen um die bestimmte Stunde der Landmann bestellt hatte. Andere Felder dagegen zeigten schüttere Saaten, und taube Ähren reckten ihr leeres, aufgedunsenes Haupt nichtssagend empor. Zum Gotterbarmen standen sie da und daran war die anhaltende Dürre schuld. Die armen Nachbarn rangen die Hände und lamentierten: „Sage uns, Nachbar, dass deine Saaten voll der goldenen Ähren prangen und unter der Last der Körner sich beugen, während unser Korn so schütter steht und nichts wie taube Ähren hat!" Der glückliche Landmann aber blickte dankend zum Himmel und konnte vor Freuden nicht antworten, dass er so glücklich war und bemitleidete seine armen Nachbarn. Wie er die schweren Halme schnitt und einschaffte, da fand er, dass seine Scheuer viel zu klein war und er in anderen Scheuern einlegen musste. Er dankte freudig der Vorsehung, die ihm zur rechten Zeit das Weiblein gesandt, deren Rath ein so guter gewesen; und wenn er auch den Hilfsbedürftigen von seinem Überflusse spendete, so blieb ihm doch noch genug übrig.

7. Das Fest.

Wie reizend nahmen sich die golden wogenden Saaten eines Bauers aus Kriesdorf aus, der mit den Buschweiblein, die in seinem Walde ihre Heimstätten hatten, auf gutem Fuße lebte. Zwischen dem Ährengolde

lugten die Blüten brennend rother Mohnblumen und blauer Kornblumen, weißer Winden und violetter Raden hervor. Und obwohl diese herrlichen Blumen nichts weiter sind als Unkraut, so war doch der Bauer zufrieden und schimpfte niemals wie seine Nachbarn über das vermaledeite „Ziegenbein" (Kornblume) und das andere Unkraut. Hatte er doch noch genug Halme voll schwerwiegender Ähren in Hülle und Fülle. Einmal aber schimpfte sein Weiblein über das unnütze „Geblümel" und sie hätte es lieber gesehen, wenn Halm an Halm sich angeschlossen hätte. Der Bauer aber hörte das niemals gerne und beschwichtigte sie wieder und zeigte ihr die vielen wunderschönen üppigen Ähren. Nun giengs an's Schneiden des Getreides. Alle Hände voll hatte der gute Bauer da mit seinen Leuten zu thun und er seufzte: „Wie werden wir nur heuer fertig werden?" — Glühend heiß brannte die Sonne vom reinen, klaren Himmel und kein laues Lüftchen kühlte die stechende Hitze, welcher die Schnitter ausgesetzt waren. Nun aber war das Kornfeld nicht weit vom Walde, in welchem die Holzweiblein wohnten, entfernt. Und wie dem Bauer die Hitze zu lästig wurde, da legte er sich in den Schatten des nahen Waldes, wo ihn ein sanfter Schlummer umfieng. Er hatte aber noch nicht lange geschlummert, da weckte ihn ein Rascheln des Laubes. Er schaute auf und seine Blicke begegneten einem kleinen Zwergel, das schüchtern näher trippelte und zu ihm also sprach: „Bäuerlein, morgen feiern wir unser Erntefest und haben noch keine Kränze! Würdest du uns wohl die Blümlein all, die in deinem Getreide blühen, pflücken lassen?" — Der Bauer lachte laut auf: „Die Blümel?" sprach er, „die Kornraden, das Ziegenbein und das andere Geblümel? In Gottes Namen, das könnt ihr euch alles pflücken!" — Wie das Zwergel das hörte, dankte es mit silberner Stimme und raschelte vergnügt von dannen. Der Bauer gieng wieder an seine Arbeit. — —

Wie aus des Dörfchens Mitte aber das sanfte Läuten der Feierabendglocke hell und klar ertönte, da waren alle seine Schnitter froh, dass die Erlösungsstunde geschlagen, und müde giengen sie heim und der Bauer und die Bäuerin hinter ihnen. Wie alle aber fort waren, und wie sich die Nacht auf die Erde herabsenkte, und Baum und Strauch und Feld in Dunkel hüllte, da begann sichs erst recht zu regen und zu bewegen auf dem Felde. Halm um Halm fiel unter der Hand der fleißigen Zwerge mit Silbersicheln gemähet zur Erde nieder. Andere legten die Strohseile, und andere banden die Garben, und andere lasen das

„Geblümel“ aus den „Glegen“, (Gelegen = Schwaden) und wieder andere trugen die Garben zusammen und richteten die Puppen regelrecht auf, und andere trugen das Geblümel fort in den Wald. Während dem schlief der müde Bauer fest und mit ihm sein ganzes Haus. Wie es früh morgens aber kaum graute, weckte der emsige Bauer sein Gesinde und sagte: „der Hahn kräht schon auf dem Sitze, kommt, lasset uns darangehen, weil's nicht so heiß ist, denn Morgenstunde hat Gold im Munde!“ — Und alles stand auf, rieb sich den Schlaf aus den Augen und zog mit Sense und Sichel wieder auf's Feld. Der Bauer voran. Wie sie aber hinauskamen, haben sie große, große Augen gemacht. Warum wohl? — Weil's ganze Korn schon gemähet und die Garben in Puppen gesetzt waren. Waren das saubere Garben! Von dem blauen Ziegenbein und dem anderen „Geblümel“ war auch keine Spur mehr zu sehen. Der Bauer aber ahnte sogleich, wie das zustande gekommen und freudig rief er aus: „Du, Resel, die Buschweiblein haben heut Nacht aufgeräumt!“ —

8. Warnung.

Ein Bauer in der Wistrei bei Oschitz hatte sein Getreide gemähet und in Garben gebunden und in Puppen gesetzet, dass es nachreife. Die Witterung war wunderschön und schien es auch auf lange Zeit hinaus noch zu bleiben. Deswegen nahm es der Landmann mit dem Einbansen nicht so ernst und er schickte sich an, für den kalten Winter das nöthige Holz in seinem Walde, der voll der schönsten Stämme war, zu fällen. Mit Axt und Hacke und Säge begann er seine Arbeit. Er hatte aber noch nicht lange gearbeitet, da kam aus dem nahen Tannicht ein Holzweiblein getrippelt, das sprach zu ihm: „Du Bäuerlein, lass das Holzmachen sein und schaffe dein Getreide rein, wir kriegen balde „Mantsch“ (regnerische Witterung). Der Bauer sah sich das kindergroße Ding an und sprach lachend: „Du magst viel wissen, du Ding du, mein Getreide ist ja noch lange nicht nachgereift!“ Durch diese Worte aber ließ sich das Waldweiblein nicht abweisen und rief wieder: „Nimm dein Getreide rein, wir kriegen balde Mantsch, da ersäufts!“ — „Ach was,“ entgegnete der Bauer, „das muss ich besser verstehen, und ich mache mir mein Winterholz!“ und er arbeitete fort, ohne des Weibleins ferner zu achten, das traurig von dannen huschte.

Wie's aber Abend war und die Sonne im Purpur und Golde des
Vestens versank, da schritt er aus dem Walde nach Hause. Wie er auf
ein Gehöfte kam, da sah er eine Menge solcher Holzweiblein auf seinem
Hofe umherhuschen. Andere wieder hatten das Scheunthor in den Hän-
en und zogen es gerade zu, dass es knarrte. Die Bäuerin war näm-
ich nach Oschitz gegangen und die Weiblein hatten „Wusch". (Ausdruck
er Landbevölkerung für Ungestörtsein.) Der Bauer, der das Gebahren
er Holzweiblein sah, denkt: „schöne Wirtschaft das!" und tritt näher.
Ver beschreibt aber seine Bestürzung, die er darüber empfand, als das
esammte Getreide hereingeschafft und auch schon eingebanst war? Da
ourde er fuchsteufelswild und rief: „O ihr Tausendsackerluter (Tausend-
assas), was gebt ihr denn für närrisch Zeug an? Mein Getreide ist
a noch grün und muss doch noch nachreifen!" — — — —

Die Holzweiblein aber, die bereits zum Hofthore hinauszogen,
angen: „Sei still, sei still, du Bäuerlein, und sieh erst in die Scheune
nein!" Und wie er in die Scheuer schaute, da hat er Augen gemacht!
Alle Ähren waren so goldig, so voll und vollkommen ausgereift. Schö-
ieres Getreide hatte er, so lang er schon Bauer war, noch keins. Da
irgerte er sich über sein Ungestüm. Und wie sich gleich nachher der
Himmel trübte, und Blitze zuckten und dumpfer Donner erdröhnte und
er Regen fiel, als gösse man mit zehntausend Kannen, und nicht auf-
hörte und Wochen lang anhielt, und das Getreide seiner Nachbarn, das
ioch auf dem Felde stand, gänzlich verdarb, da grämte er sich sehr, dass
er den Holzweiblein wehe gethan hatte. Das Glück aber, das ihm die
Buschweiblein zugewendet, verdankte er seinem braven, redlichen Weibe,
das den Holzweiblein manchen Vorbacken zum Imbiss ins nahe Tan-
iicht getragen.

9. Der Wunderkamm.

Da sind einmal zwei Mägdlein hinaus in den Wald gegangen, um
Beeren zu pflücken. Und das war in Wlachei bei Oschitz. Es war ein
vunderhübscher Tag. Die Kinder durchstreiften den Wald und pflückten
blaue Heidel- und brennendrothe Preißelbeeren in ihre Krüge und wie
ie voll waren, da sagten die Kinder zu einander: „Kommt, jetzt gehn
vir wieder heim!" Und sie giengen. Da kamen sie aber immer tiefer
in den Wald und wussten zuletzt nicht, wo sie waren. Da wurde den

Kindern ängstlich und sie weinten. Da kam ein munteres Holzweiblein zu ihnen und das sprach: „Kindlein, was weint ihr denn?" Die Kindlein aber schauten das kleine Ding an, rieben sich die Augen und sprachen: „Wir können nicht mehr heim!" „Seid nur stille!" sprach das Weiblein, „ich werde euch heimführen!" Das hörten die Kinder gern und sie sprachen: „Na, führe uns!" Und sie folgten dem Weiblein durch's Dickicht hinten nach, bis sie am Waldsaume angelangt waren. Da sahen sie wieder den blauen Himmel und die goldene Sonne und ihres Vaters Haus. Da riefen sie: „Schaut, dort steht unser Haus!" und zeigten mit dem Finger dorthin. Wie sie aber in ihre Krüge sehen, waren sie halb leer, denn sie hatten die Beeren zur Hälfte wieder im Dickicht verschüttet. Da setzten sie sich nieder in die Heideln und pflückten die Krüge voll. Das Weiblein half ihnen redlich. Wie ihre Krüglein „geschwipptent" voll waren, da sagte das Holzweiblein: „Kraut mir doch ein bischen auf meinem Kopf!" Die Kinder sprachen: „Du hast deine Haare ja von Flachse und ganz verwirrt!" Das Weiblein sagte: „So müßt ihr nicht sprechen; meine Haare sind nicht von Flachse und ich geb euch einen Kamm, womit ihr mich kämmen möget!" Und sie gab den Kindern einen Kamm. Und die Kinder kämmten die Haare des Weibleins eins nach dem andern. Da wurden die Haare des Holzweibleins alle wieder hübsch glatt. Da hatte das Holzweiblein sehr viel Freude und es sprach: Vergelt's euch Gott! den Kamm möget ihr euch nur behalten und euch auch damit kämmen!" Da hatten auch die Kinder sehr viel Freude, denn sie hatten noch keinen solchen schönen Kamm gesehen. Wie die Kinder sich so des Kammes freuten, da sprach das Weiblein: „Saget nichts von dem Kamme und von mir!" Dann war's weg.

Die Kinder giengen hierauf heim und sagten von dem Kamme und dem Weiblein nicht eine Silbe. Alle Tage aber kämmten sie sich mit dem goldenen Kamme, wo es niemand sehen konnte. Und da bekamen sie auch solch goldenes Haar wie das Weiblein gehabt, aber es war lockig, und Wänglein bekamen sie, die lachten wie rothe Äpfelein. Darüber verwunderten sich Vater und Mutter und andere Leute und alle hatten besonderes Wohlgefallen an den Kindern. Weil diese aber alle Tage insgeheim sich in das nahe Wäldchen stahlen, um sich dort mit dem Wunderkamme zu kämmen, fiel es den Eltern auf und sie sprachen: „Kindlein, was macht ihr denn immer im Haine?" Da kicherten die Mädchen verstohlen und schwatztens zuletzt aus: „Wir haben, wir haben

einen Kamm, einen solchen schönen Kamm von dem Buschweiblein gekriegt, mit dem wir uns immer kämmen!" Da ließen sich die Eltern den Kamm zeigen, und fanden, dass er von Gold sei, von purem Golde. Da schlugen sie vor Verwunderung die Hände zusammen. Der Kamm aber brachte den Eltern viel Gewinn, denn da kamen Leute, besonders Mägdelein von nah und fern, weil sie alle schön sein wollten. Aber der Kamm verlor seine geheime Kraft und daran waren die dummen Kinder schuld, die das Geheimnis des Kammes ausgeplaudert hatten.

10. Das goldene Laub.

Da trieb Eine einmal ihr Vieh „in" den Jeschken auf die Weide, und setzte sich nachher unter einen Strauch und spann. Da ist ein Zwergweiblein aus dem Strauche gekommen und das hat Haare gehabt wie Flachs. So was aber hatte die Kirtin noch nicht gesehen. Deshalb verwunderte sie sich und hat nicht gewusst, wo sie das Kind hat hinthun sollen und sie sprach: „Zwergel, wer bist du?" „Ich bin aus dem Berge!" entgegnete die Kleine und sie hat gesagt: „Willst du mir nicht ein bissel auf'n Kopf sehen?" Die staunende Hirtin aber sagte: „Warum denn nicht, komm, da leg dein Köpfel auf meinen Schoß, ich werde dir ein bissel daraufsehen!" Das Buschweiblein legte seinen Kopf auf der Kirtin Schoß. Wie nun die Kirtin dem Weiblein so auf'n Kopfe krabbelte, thats dem Weiblein sehr wohl und wie die Kirtin fertig war, sagte das Holzweiblein: „Bezahl dir's Gott!" Darauf ist's in den Strauch gehuscht und ist gleich wieder gekommen und hat gesagt: „Hielt einmal deine Schürze auf!" Die Kirtin folgte. Da hat das Weiblein etwas hineingethan und die Schürze zugemacht und hat gesagt: „Schau früher nicht hinein, bis du heimkommst!" und weg war sie. Die Kirtin denkt: „Was mag die mir nur gegeben haben? und sie guckte vor Neugierde in ihre Schürze. Da hat sie geflucht und hat gesagt: „Das verdammte Buschweiblein hat mich zum Narren gehabt!" und grollig, wie sie war, hat sie das Laub genommen und weggeschüttet und hat gesagt: „Das dumme Zeug brauch ich auch nicht!" und sie hat ihre Herde heimgetrieben.

Wie sie aber daheim war, ist die Mutter gekommen und die hat gesagt: „Schau, schau, Mäderle, was funkelt an deiner Schürze?!" Da hat auch das Mägdlein auf ihre Schürze geschaut und da sieht sie,

dass ein goldenes Blatt daran hängt. Da hat sie auch kein Fünkchen Freude, aber sehr viel Ärger gehabt, dass sie geflucht und die übrigen Blätter weggeschüttet hatte.

11. Die seltsame Heirat.

Zwischen den Dörfern Sabert und Nahlau liegt seitwärts das Örtchen Wlachei hart an der Sprachgrenze anmuthig hingebettet, umrahmt von sanft erhobenen blauen Bergen, mit Wäldern voller Harzduft und hin und wieder lugt zwischen graugrünem Föhrenbestande das lichte Frischgrün saftender Buchen, Eichen und Birken hervor. In einem der einsamen Bauergehöfte des Örtchens lebte ein greises Elternpaar mit ihrem einzigen erwachsenen Sohne. Es waren alle recht fromme Leute, gottergeben und arbeitsam, und konntens trotz allen Fleißes und trotz aller Plagen, die sie auf den Anbau ihrer Sandfelder verwendeten, zu nichts bringen, und sie geriethen immer tiefer in Schulden und sie schlugen sich sehr kümmerlich durch und murrten nicht, dass von Jahr zu Jahr die Ernten immer magerer ausfielen. „Friedel," sagte eines Tages der Alte zu seinem Sohne, „so können wir auf keinen grünen Zweig kommen. Wir, ich und die Mutter, sind alt und können der Arbeit nicht mehr so nachgehen, wie es noththut und unsere Wirtschaft leidet arg. Es wäre gut, wenn du uns bald eine fromme Schnurche (Schwiegertochter) ins Haus brächtest, dass Geist und Ordnung hereinkäme!" Die Greisin stimmte den Worten ihres Gatten zu.

Friedel, der Sohn, aber biss sich in die Lippen und sprach: „Wo soll ich Eine mit Gelde hernehmen, die sich auf unser verschuldet Anwesen setzt? Aus dem Dorfe will mich keine und über der Teufelsmauer her mag ich keine und auf die Fremde geh ich nicht. Ich will arbeiten vom Morgengrauen bis in die späte Nacht und euch überheben, wo und wie ich nur immer kann! — „Er hat auch recht!" seufzte das Mütterlein, „über der Mauer holst du dir keine. Friedel, eher will ich's erleben, dass uns die Gläubiger vom Hause jagen!" Das war dem Sohne wohlgesprochen, und es blieb dabei.

Es war Herbst geworden. Im Walde hämmerten die rothgescheitelten Spechte und die reisenden Sommervögel sangen bei seltenen warmen Sonnenblicken den fahlen, fallenden Blättern das Sterbelied. Der stämmige Bauernsohn nahm Axt und Säge und schritt allein dem Walde zu, um Holz für den Winter zu fällen. Sein und seiner Eltern

Missgeschick drückte sehr, ihn am meisten, und er seufzte einmal über das andere: „Wie solls nur mit uns werden? Wenn nur ein guter Geist käme und guten Rath brächte!" Wie er so klagte, raschelte es hinter ihm! Erschreckt dreht er sich um. Da stand ein liebes Weiblein, mädchenhaft züchtig, mit rothen Wänglein und leuchtenden Helläuglein vor ihm. Vor Staunen konnte er nicht sprechen. Das Weiblein aber lächelte und sprach: „Was seufzest du?" Er erröthete und er schämte sich, weil das Weiblein sein Wehklagen gehört hatte. „Liebes Bäuerlein, schäme dich nicht deines Missgeschickes, es kann sich alles noch zum Guten wenden! Habe Vertrauen zu mir, vielleicht kann ich dir helfen!" „Zum Guten wenden?" wiederholte der Holzmacher. „Ich zweifle sehr. Unser Anwesen ist verschuldet, unsere Felder sind sandig, meine Eltern sind alt und lebensmüde und auf diesen meinen beiden Armen ruht die ganze Arbeit allein!" „Lass das gut sein, Bäuerlein!" tröstete die kleine Holde und ihre Äuglein glänzten heller, frischer. „Lass es gut sein, es wird dir geholfen werden!" rief sie nochmals und weg war sie. Noch lange stand nachher das arme Bäuerlein da, still wie eine Bildsäule, und schaute gedankenvoll vor sich nieder. Es wurde Abend und er gieng heim. Die Sonne gieng goldig hinter dem blauen Rolle und seinen Nachbarn unter und röthete sie, dass ihre Gipfel im Abendscheine lieblich leuchteten. Das war ihm aber noch nie so schön vorgekommen wie heute. Das Feierabendglöcklein läutete so traulich und ihm wurde so unaussprechlich wohl, wenn er an das holde Wesen dachte. Freudig kam er heim und er verspürte keine Müdigkeit. Munter gieng ihm die häusliche Arbeit von den Händen, wozu er sonst immer recht lange Zeit brauchte. Dem Blicke der Mutter entgieng das nicht. — Heiliger Friede, süßer Friede, senkte sich auf die Erde herab und alle Müden sammelten im süßen Schlafe neue, frische Kräfte. Wie der junge Tag über den Jeschken heraufkam, sputete sich das Bäuerlein bei den häuslichen Arbeiten und wie er damit fertig war, nahm er wieder die Axt auf die Schulter, die Säge in die Hand und schritt vergnügt abermals dem Walde zu. Das war auch ein prächtiger Morgen! und in seiner Seele dämmerte es gleichfalls froh auf. Da begegnete er wieder der Kleinen. Sein Blut stockte, er war verlegen; aber das Waldfräulein redete ihn so herzinniglich an, dass alle seine beengenden Fesseln sprangen. Ungestüm verrieth er dem holden Wesen seine Liebe. Das Weiblein lächelte und mit glockenreiner Stimme sprach es: „Dein Zutrauen und

deine Liebe zu mir freuen mich im innersten Herzen und ich will dir angehören für immer, aber zuvor mußt du mir schwören, nie und nimmer zu fluchen!" Wer war froher als der Gedrückte. Nun hatte er eine Braut gefunden, die ihm gefiel und auch noch diesseits der Teufelsmauer daheim war. Und ohne sich weiters zu besinnen schwur er ihr Frömmigkeit und ewige Treue. Hierauf führte er seine Braut zu seinen Eltern, die vergnügt seine Wahl billigten, und hernach zum Altar, wo sie der Priester segnete und zu Mann und Frau verband. —

Da gieng gleich alles anders. Wie mit einem Schlage war alles umgewandelt. Die mageren Kühe wurden runder, aus dreien wurden sechs und die gaben viel und gute Milch. Die Saaten standen üppiger und brachten tausendfältige Frucht. Allüberall wohnte des Himmels Segen und die Nachbaren sprachen also zu einander: „Seht einmal dort zu, wie's drüben hergeht, wie der auf einmal auf die Füße gekommen." Es waren noch nicht viele Jahre gekommen und vergangen, waren alle Schulden abgetragen und die ungestümen Gläubiger befriedigt. Deshalb hieß es unter den Neidern: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu und wer weiß, was das noch für ein Ende nimmt!" Auch eine Schar blühender Kinder, die ihm sein Weibchen geschenkt hatte, nannte er sein Eigen. Was also fehlte noch zur Vollendung seines Glückes, das er der kleinen Bäuerin und seiner Frömmigkeit verdankte? Deshalb ehrte er sein Weibchen wie und wo er nur konnte. Mitten in seinem Glücke aber schlug auch die Stunde der Prüfung. Es brach eine Hungersnoth*) aus und Ach und Weh erfüllte das Land. Auch in die Familie des Landmannes griff das wuchtige Missgeschick ein. Da fieng er an der Macht seines Weibchens zu zweifeln an und er war niedergeschlagen und mürrisch. Sein Weibchen tröstete ihn aber umsonst. Er hatte taube Ohren und murrte fort und seine Kindlein schrien um Brot. Da sprach er: „Weib, zeige was du kannst und schaffe Brot, dass unsere Würmer nicht verhungern!" — Da gieng das Weiblein betrübt in den Wald und kam nach langer Zeit mit aufgeweinten Augen wieder. In ihrer Schürze trug sie etwas. Wie sie über die Schwelle gieng, schrien die Kinder abermals „Brot!" „Brot!" und kamen mit ausgestreckten Armen ihr entgegen. Aber sie hatte keins. Da trat sie zu ihrem

*) Gar oft traf die dortige Gegend Hungersnoth, Pest u. dgl. Zufälle. Historisch 1756 große Theuerung — 1771—72 große Hungersnoth. (Siehe Oschitzer Schöppenbuch.)



Manne hin und sprach: „Da geh einmal nach Oschitz auf den Markt*) und kaufe Korn ein und Brot; in der Schürze wirst du das Nöthige hierzu finden. Öffne aber beileibe die Schürze nicht früher, bis du vor der Kirche stehest, wo dir eine Bettlerin begegnen wird, die dich um ein Almosen ansprechen wird. Alsdann öffne die Schürze und gib ihr von dem Inhalte! Thuest du anders, sind wir auf immer getrennt!" — —

Der Bauer kleidete sich an, nahm die Schürze mit dem geheimnisvollen Inhalte und gieng, wohin ihm geheißen. Unterwegs aber denkt er: „Ei was, die Schürze ist so leicht, die Frau will dich gewiss nur zum Besten haben und neugierig guckte er hinein. Was hatte er drin? Nichts wie Eichenlaub! Wüthend ruft er: „Habs ja gleich gesagt, das verdammte Buschweibel hält dich zum Narren und die Kinder schrein um Brot!" Und weil er dachte: „Brot muss ins Haus, ich nehm's woher ich's nehme!" schüttete er das dumme Laub aus und marschierte nach Oschitz. Wie er auf den Marktplatz vor die Kirche kam, kam richtig die Bettlerin und die bat um ein Almosen. „Ich habe keines und Eichenlaub findest du im Walde!" sprach er und drehte ihr den Rücken. Die Bettlerin ließ sich aber so geschwind nicht abweisen und sie sprach: „Gib mir nur ein Eckchen von deinem Blättel an deiner Schürze!" Da schaute er auf seine Schürze und da hängt ein Blatt und das ist, o Wonne! von lauterem Gold. Da wurde er erst recht traurig, nicht nur, weil er das übrige Laub weggeschüttet, weil er sein braves Weib verflucht hatte. Die Reue aber kam zu spät. Rasch kaufte er einige Säcke Mehls und einige Laib Brot ein, dann trieb ihn die Angst um sein Weib und seine Kinder nach Hause. Aber er fand kein Weib und kein Kind mehr, sie waren richtig verschwunden. Darüber härmte er sich ab und ist auch aus Gram bald nachher gestorben.

12. Die Holzmacher.

„Was standen da vor alten Zeiten," so erzählt mir ein altes Männlein von über achtzig**) „nicht für Riesenbäume im Jeschken oben. 's war eine Freude, wenn man sie ansah, man konnte sie kaum umspannen. Und Äste hatten sie, kein Sturm konnte ihnen was anhaben! Und doch sind sie alle weg. Die Axt des Holzknechtes hat sie hingestreckt und heute

*) Vor grauer Zeit wurden in Oschitz Getreidemärkte abgehalten. (Vide: Oschitzer Chronik.)

**) Gewährsmann Florian Schröter in Oschitz, 89 Jahre alt.

stehen schwachstämmige Bäumlein dort, obwohl sie ihre achtzig schon auf dem Rücken haben. Es gibt keine Bäume mehr, sag' ich, sondern nur Bäumlein! Damals aber deckten den ganzen Berg dichte Forste. Der Wald wurde abgetrieben und seitdem ist der Jeschken verödet. Da wars einmal an einem zeitigen Frühlingstage morgens, wie mein Vater zu mir sagte: „Flor," sagt er, „wir werden in den Jeschken gehen und Holz machen!" — Nur in den Wald hinaus, das war meine Freude! Wir frühstückten unsere Schwarzmehlsuppe, den entnervenden Kaffee kannten wir damals noch nicht, legten unsere Säge und unsere Äxte zurecht, nahmen uns einen Ranft gesalzenes Schwarzbrot mit und schritten von Oschitz aus in die Berge. Der Schnee, der im Thale schon wochenlang verschwunden war, lag im Holze noch ellenhoch. In den Wiesen wurde es wieder schön grün und die Weiden und Birken steckten wieder ihre frischgrünen Fähnlein aus und die Lerchen sangen, Drosseln und Amseln schlugen, dass es eine Freude war. Wir waren an Ort und Stelle angelangt. Nun gieng's frisch an die Arbeit. Riesenstämme erlagen unserer Säge und Axt und fielen. Mein Vater war ein sehr accurater Mann. Wenn ein Stamm fiel, da sagte er: „Flor, schau her, dass du's lernst!" und er hieb jedesmal mit der Axt auf die Schnittfläche des Baumstumpfes drei Kreuzel ein, aber in demselben Augenblicke, als der Baum fiel. „Was soll das, Vater?" frug ich neugierig. Da machte mein seliger Vater ein sehr ernstes Gesicht und er sagte: „Schande, dass du's noch nicht weißt; ich wusste es in deinen Jahren längst! Die drei Kreuzel meinst du doch?" „Ja!" gab ich zurück. „Die Kreuzel," sagte mein Vater, „sind für die Waldweiblein gemacht, dass sie nicht erschrecken und nicht aus dem Lande gehen. Sie sind uns recht hold gesinnt!" Von den Waldweiblein hatte ich schon manches Hübsche gehört. Mein Vater fuhr fort: „Wenn der Wald saust und braust, wenn die Äste krachend brechen und es da und dort gäfft und bellt, wenn dichter Staub aufwirbelt, der Himmel sich trübt und wenn Zweige und Blättlein zittern; da jagt der wilde Jäger durch den Forst und treibet, was er findet. Auch die armen, lieben Holzweiblein verschont er nicht und ängstigt sie zum Gotterbarmen. Wenn sie aber einen Stock (Baumstumpf) finden mit drei Kreuzeln, da lachen sie vor inniger Freude und springen hurtig darauf, denn dort sind sie sicher und geborgen und kein Nachtjäger kann ihnen etwas anhaben!" O, das gab mir Freude, wie ich das hörte, und den armen lieben Waldweiblein zu helfen, war mein

innigster Wunsch, mein ernstes Bestreben. Heute aber sind die Leute ganz anders; an nichts glauben sie mehr als an's Geld. Und das kann auch nicht anders sein, denn es läst sich wirklich kein Waldweiblein mehr sehen. Sie sind alle ausgewandert und sie haben dabei gesagt: „Wir komm' nicht mehr in dieses Land, bis es wird komm' in Fürstens Hand," zogen am Jeschken gegen Kriesdorf und Zittau hin und sind auch seit der Zeit nicht wiedergekommen.

13. Die Jagd.

Schwarze Nacht umfängt die müde Erde. Hast du's bellen gehört? Siehst du die Flämmchen dort hüpfen? Es rast der Wind dort über die Flur. Es krachen die Wipfel der Eichen und Buchen im Walde und Felde. Es peitschet die Zweige und Zweiglein. Das ist die wilde Jagd des Nachtjägers, der durch den Forst zieht mit seinen Hunden und Treibern. Er schrecket das Wild, den Menschen und auch die Holzweiblein aus ihrer süßen Ruhe. Da trippeln und huschen die Schatten durch die Zweige, durch Wald und Flur. Es sind die Erschreckten, Gehetzten, die nach sicherem Obdach suchen, nach bekreuzelten Baumstümpfen und der friedlichen Hütte des Landmannes. Die Thüre steht noch offen, da trippelt's hinein und flüchtet sich in sichere Wände, in die Stube des Landmanns, der auf seinem einsamen Gehöfte am warmen Ofen sitzt und Fackeln schleißet. „Liebes Bäuerlein!" so ruft es, „gestatte mir, dass ich mich wärme. Es heulet der Nord, es brauset der mächtige Wald! Und husch, husch, husch, sitzt 's auf dem Backofen und schon hat es die Spindel erfast, die schnurret und die kleine Hand spinnet in größter Emsigkeit. Bauer und Bäuerin schauen erfreut der Kleinen zu und sind froh, dass zu ihnen ein Buschweiblein gekommen, das sicher nur gutes bringen konnte. Am andern Morgen aber war's wieder fort. Nur drei Spillen Garn hat's zurückgelassen, die liegen auf dem Backofen. Die Herrin spricht: „Mägdelein weifet!" die weifen! Sie weifen Tag, sie weifen Nacht und sind nicht fertig noch. Da spricht die Bäuerin: „Seid ihr mit dem Buschweibleingarne noch nicht fertig? Das dauert ja ewig!" „Ich weiß nicht," spricht die Magd, „das Garn, das verdammte, das ist verhext!" Da riss das Garn und ward „alle". Wenn sie aber nicht gesagt hätte: „du verdammtes Garn!" so wäre der Faden nicht gerissen und sie hätten ihr Lebtag nur immerfort weifen dürfen. So aber mußten sie spinnen, dass ihnen die Finger schmerzten.

14. Die Glücksschalen.

Vor grauen, grauen Zeiten lebte einmal in der festen Burg Roll, die ernst und stolz aus blauer Höh' einst als mächtige Veste in die lachenden Fluren tief zu ihren Füßen hinabschaute, eine fromme, gottergebene Edelfrau, welche so manches Unheil ihres Gemahls verhütete und geschehene zu mildern stets bestrebt war. Ihre einsamen Stunden benützte sie zur Ergründung der Natur und pflückte die heilsamen Kräuter und scharrte die heilkräftigen Wurzeln hervor, die sie zum Wohle der leidenden Menschheit verwertete. Eines abends, wie sie in ihrem Kämmerlein recht süß schlummerte, weckte sie ein niedliches Männlein aus ihren goldenen Träumen. Es trippelte hurtig zur Burg hinan und trat an ihr Bett und sprach: „Liebe Herrin, erbarmt euch unser und rettet unsere Mutter, die in ihrem Palaste daheim schwerkrank darniederliegt und eurer Hilfe harrt!" Da sagte die Gräfin: „Männlein, wer bist du und wohin willst du mich führen?" — „Fürchte nichts!" ich geleite euch unter dem Schutze der Zwerge in den Palast unserer Väter, tief da unter die Erde und auf euren hohen Wunsch allsobald wieder zurück in eure Behausung, die den mächtigen Rollkegel krönt!" Wie die Gräfin allso reden hörte, da sprach sie: „Freund, gehet einstweilen in mein Vorgemach und wartet dort meiner, ich geh mit euch!" Das hörte das Zwerglein gar gerne und es trippelte, vergnügt kichernd, ins Vorgemach. Es wartete dort nicht lange, so kam die Gräfin, in ein warmes Nachtgewand gehüllet, und sie sprach: „Nun, grauer Freund, der du sein willst, jetzt können wir gehen!" Da trippelte das Männlein froh zur Thür hinaus und die Gräfin folgte ihm auf dem Fuße nach. Wie sie über den Burghof schritten, sah sie eine Menge Männlein dort versammelt, die, als sie ihrer ansichtig wurden, ihre Mützen in die Höhe warfen und vor Freude aufjauchzten. Sie zogen nun allesammt von dannen und führten die Gräfin unter dem Schatten des mächtigen Buchwaldes dahin. Und hie und da nur brach durch das Gitterwerk der verfitzten Äste der bleiche Strahl des Mondes. Kein Lüftlein regte sich und kein Blättlein zitterte; es war einsam und still um sie her. Endlich verließen sie den Wald und traten hinaus aus dem Schatten desselben ins volle Mondlicht und schritten hinauf, bald wieder hinab zwischen grauem Gestein dahin. Es war ein hübscher lichter Pfad, den sie beschritten, der zwischen lieblich duftenden Waldblumen sich hindurchschlängelte, bis er

sich inmitten großer Felspartien verlor. Da trat das Männlein vor und sprach: „Felsen öffne dich!" Und der Felsen öffnete sich und sie schritten durch eine lichte Pforte in eine wunderschöne Grotte, deren Wände und Säulen mit Edelgestein reichhaltig besetzt waren, dass sie mit wunderbarem Geflimmer den lichten Tag hervorzauberte. Emsig schritten sie ins Innere des Felsens, bis ihnen eine herrlich funkelnde Thür den Weg abermals versperrte. „Wir sind zur Stelle!" sprach der Führer, „treten wir ein!" Wieder öffnete sich das Thor wie von selber und ein prächtig leuchtender Saal umfieng sie. Die Gräfin blieb vor Staunen sprachlos stehen. Dass es die Zwerge sehr hübsch haben, das wusste sie längst, aber solche Pracht, der sie da begegnete, hätte sie kaum geahnet. „Das ist unser Herrin Saal!" sprach das führende Zwerglein, welches aber wiederum vorantrippelte und eine andere Thüre eines Nebengemaches öffnete und sagte: „Hier liegt sie, die deiner Kunst harret, tritt ein!" Die Gräfin gehorchte. Das war ein recht liebes, wohnliches Gemach, welches sie jetzt umfieng. In einem Eck stand, mit schwerer golddurchwirkter Seide behangen, ein stattliches Himmelbett, an welchem zwei holde, niedliche Wesen kniend wachten. Sie hoben allsobald die rauschenden Vorhänge weg und die arzneikundige Gräfin, die mit einem lieben Gruße näher trat, sah eine wunderschöne Zwergin, die auf das weiche prächtige Lager hingegossen schien. Sanft befühlte deren fiebernden Pulse die Gräfin, ihren Zustand mit kundiger Hand und kundigen Augen prüfend, sprach einen kräftigen Trost der Leidenden und bereitete aus allerhand Kräutern, mit denen sie versehen war auf ihrem nächtlichen Gange, ein heilsames Kräutertränklein, das sie der Kranken mit liebevoller, sorgsamer Hand credenzte. Nach einem halben Stündchen erscholl ein Jubel- und ein Freudengeschrei durch die Prachtgemächer des Zwergenpalastes und von Mund zu Mund lief die frohe Botschaft, dass die Zwergenkönigin dem Zwergenstaate einen gesunden Prinzen geschenkt habe. Das war aber auch ein wahres Prachtprinzchen! Das Jubeln, das Singen und Klingen war ganz gerechtfertigt und auch von so ergreifender Art, dass es geradezu geeignet gewesen wäre, das arme Menschenherz der Gräfin zu bethören. Die Gräfin ließ die süßen Wohllaute durch ihre trunkene Seele ziehen und sinnend stand sie da. Was waren all die süßen Minnelieder, die ihr zu Ehren einst erklangen, gegen diese reinen, lockenden, sanften und wieder mächtig brausenden Töne, die durch diese reizenden Hallen zogen und schwollen? Mit

gerechtfertigtem Jubel umhüpften sie die Zwerge und haschten nach ihren Händen, die sie alle, einer um den andern, küſsten und immer wieder küſsten und herzten. Da nahete der König der Zwerge! Auf einen Wink zerstoben seine Leute und im Nu war der große, schöne Saal, in welchen man die Gräfin geführt hatte, in einen Speisesaal umgewandelt, in welchem Tische, spiegelblank, schön geordnet standen. Die Zwerge schoben beflissen hin und her und trugen und brachten und rückten die Stühle und stellten die goldenen Schüsseln und Teller und die Flaschen und Krüge und Gläser aus Gold und Krystall und Edelstein, wohin sie gehörten. Wie dampften die Schüsseln, wie dufteten auf den Tellern die feinsten Gerichte und wie perlte nicht der Wein! Der Zwergenkönig ließ all seine ganze Pracht entfalten. Er selber putzte sich mit den schönsten Gewändern und alle seine Leutchen liefen so schön und putzig herum. Nun aber trat er hin vor seinen Gast mit würdevoller Verbeugung und bot ihr züchtig den Arm und führte sie sittiglich zur gedeckten Tafel auf den Ehrensitz und sprach: „Wir Zwerge sind dir zum innigsten Danke verpflichtet, liebe Gräfin, denn unser Stamm wird fortbestehen und das danken wir dir und deinen Kenntnissen, die uns unsere Herrin retteten. Theile deshalb mit uns unsere Freuden und folge meiner Einladung!" Die Gräfin, weit entfernt, stolz zu sein, sprach: „Nicht mir, Herr König, danke, sondern einem Mächtigern, der über uns thronet!" und sie setzte sich an den Ehrenplatz an der üppig besetzten Tafel mit ihren königlichen Gerichten und den feurigsten Weinen, die nur alle der Sinn erdenken und das Herz sich wünschen mag. Wie blitzten nicht die Flaschen und Teller und Schüsseln aus grünem Golde und erstere aus Edelgestein in allerhand Farben. Auch die putzigen Zwerge nahmen Platz an der Tafel und nahmen am herrlichen Mahle theil. An der Decke des Saales prankte ein großer Demant, und der verbreitete eine Helle um sich wie die Sonne zu Mittag im Juli. Da brachte einer der Zwerge drei wunderhübsche Schalen aus grünem Krystall, die er bis an den Rand füllte und fein sittiglich vor die Gräfin hinstellte und sie höflich einlud, sich daraus zu laben. Die Gräfin ergriff die erste der Schalen und leerte sie mit wahrer Aufrichtigkeit auf das Wohl und die Gesundheit des jungen Prinzen. Hierauf trank sie aus der zweiten Schale der Königin und dem König und aus der dritten dem gesammten Zwergenstaate Glück und Gesundheit zu! Das hörten nun alle Zwerge recht gern und sie dankten und stießen allesammt mit ihren gefüllten

Krystallbechern zusammen, dass ein wunderseltsam Klingen wie Glockengeläute durch den unterirdischen Saal drang. Dann wurde die Tafel aufgehoben und auf ein Zeichen waren alle Tische und Stühle hinweggeräumt und die Zwerge führten den lustigen Reigen auf, den ihr König mit der Gräfin eröffnete. Wie schön spielte da die Musik und wie herrlich schwebten die Paare nicht auf und nieder! Der König überließ diese Freude später seinen Würdenträgern und führte seinen Gast, begleitet von seinem Hofstaate, in die übrigen Prunkgemächer seiner schimmernden Residenz, wo er ihr die Haufen Goldes, die unermesslichen Schätze, die da aufgehäuft lagen, zeigte, die das trunkene Auge blendeten. „Nun gilt's, liebe Gräfin, euch unsern Dank abzutragen!" sprach der Zwergenfürst. „Und als kleine Abschlagszahlung bitte ich, euch aus diesen Schätzen zu wählen!" Die Gräfin schlug dies dankend aus und bat: „Führet mich doch wieder in mein Gemach in's Rollschloss da oben zurück!" Wie die Zwerge das hörten, baten sie alle, sie möchte nur noch nicht gehen, um die Freude noch ein Weilchen mit ihnen zu theilen. Aber ihre Stunde war gekommen. Sie entschuldigte sich, und, von dem Zwerglein, das sie geholt, geführt, trat sie den Rückweg an. Eiligst suchte sie in ihrem Gemache ihr Lager auf, wo sie aufs neue ein süßer Schlaf umfieng. — — — Es war Morgen. Die junge Sonne schaute freundlich zum hohen, runden Burgfenster herein und küsste die Gräfin aus ihrem Schlafe. Da dachte sie zurück in die verflossene Nacht und wusste nicht recht, ob es Traum oder Wirklichkeit gewesen. Wie sie aber auf den Tisch blickte, blitzten ihr, vom Strahle der Morgensonne beschienen, die drei prachtvollen Schalen aus Krystall entgegen. Und es waren just dieselben, aus welchen sie verwichene Nacht den Zwergen Gesundheit zugetrunken hatte; und weil sie jedes Geschenk, das ihr die Zwerge angeboten, rundweg abgelehnt hatte, so hatten ihr die Zwerge diese Schalen auf ihr Zimmer nachgetragen. Und weil sie die Zwerge unmöglich beleidigen konnte, behielt sie diese Schalen und hielt sie wie ihren Augapfel. Und das hat sie nicht gereut! An diese Schalen heftete sich das Glück, das ihr und ihrem Geschlechte auf lange, lange Zeit treu blieb. Es waren Glücksschalen. Sie vererbte sie unversehrt auf Kinder und Kindeskinder. Und so vererbten sich diese Glücksschalen fort bis auf der Enkel fernste Tage hinaus und von diesen auf die spätesten Geschlechter. Und das ruhmwürdige Geschlecht der „Wartenberge" ist reich und angesehen geworden. In ganz Nordböhmen standen ihre

Schlösser, die Burgen der kriegerischen Wartenberge. Bis endlich die Schalen, wie alles Irdische, in Scherben giengen, da erlosch auch der Glücksstern des Geschlechtes, dessen letzter Sprössling, Heinrich Otto der Krumme, auf seinem Schlosse Rothenhof bei Bensen von rohen Bauern meuchlerisch ermordet wurde.

15. Die Zwerglein auf dem Spitzberge.

Zwischen Sandau und Meistersdorf erheben sich die bewaldeten Basaltkuppen des Spitzberges, des Sattels und des Schossenberges. Zwischen diesen dreien befindet sich ein kleines anmuthiges Wiesenthal, durch welches ein kleines Bächlein fließet, welches den Namen Weidenbach führt, dessen beblumten Ränder mit Erlengesträuch bewachsen sind. Inmitten dieses wildschönen Thales schaut der kleine Basalthügel des Spitzberges empor, der auf seinen Abhängen und seiner Koppe mit Laub- und Nadelholz bedeckt ist und von dem man eine, wenn auch nicht große, doch eine hübsche Aussicht gegen Haida und auch gegen das Polzenthal hin und drüber hinaus auf das böhmische Mittelgebirge hin genießet. Auf diesem Berge, so erzählt die Sage, soll einst ein Schloss gestanden haben, dem Geschlechte der Wartenberge gehörig, das in seinem Innern reiche Schätze barg. Das Schloss ist aber verfallen und die Schätze liegen noch dort und harren nur der bedürftigen, aber genügsamen Hand. Alle Jahre aber, wenn am Palmsonntage in der Kirche zu Politz die Passion gesungen wird, da öffnet sich der Berg und die unermesslichen Schätze liegen, von einem furchtbaren Hunde bewacht, offen zu Tage. Von dem Wunder hatte auch eine arme Frau aus Sandau gehört, die mit ihrem Kindlein auf dem Arme sich auf den Weg nach der Schatzkammer aufmachte. Und, wie sie hinkam, fand sie richtig eine Schatzkammer, wie sie gehört hatte. Freudig erregt schritt sie in den Berg hinein, auf die glänzenden Goldmassen zu, wo angelangt, sie ihr Kindlein wegsetzte, um besser einzuraffen. Behende breitete sie ihre Schürze aus und raffte vom gleißenden Golde, so viel sie fortbrachte. Und dann stürzte sie, vom Golde verblendet, dass sie ihres Kindleins ganz vergaß, hinaus. Und wie sie draußen war, da schlug die geheime Pforte krachend zu und keine Spur verrieth noch den Eingang zu dieser goldenen Unglückshalle. — — — — —

Jetzt erst dachte sie an ihr Kind, an ihr liebes Kind, das sie drin zurückgelassen hatte. „Was nützt mir jetzt das eitle Gold?“ rief sie schmerzlich aus, „wenn mein geliebtes Kind verloren?“ Sie schluchzte und weinte sich die Augen wund und zerraufte ihr Haar. Aber es half nichts; ihr Kind blieb verloren. — — — — Ein volles Jahr ihres Lebens nagte der Gram, dieser Zernager des Lebens, an ihrem Mutterherze. Wie es aber wieder Frühling werden wollte und der Palmsonntag herangekommen war, da gieng sie wieder hinaus auf den Spitzberg, der ihr Liebstes in sich schloss. Was mochte aus ihm geworden sein? Wieder öffnete sich der Berg, wieder glänzten die Haufen Goldes, wieder bewachte der grimmige Hund den Eingang! Aber die Mutter hatte nur Augen für ihr Kind, da sitzt es und spielt mit einem goldenen Äpflein und hat so schöne runde Wänglein wie zwei Rosen, und ist frisch und gesund, und zwei Zwerglein sitzen daneben und hüten es. Die Mutter aber stürzt mit fliegenden Haaren auf ihr Kind zu, ergriff es unter einem Freudenschrei und rannte mit ihm über Hals und Kopf von dannen.

Anmerkung des Verfassers. Diese Sage ist über ganz Nordböhmen verbreitet und besitzt wenig oder keine Varianten. Als kleiner Knabe erzählte sie mir meine Mutter in Gabel vom Tolzberge bei Gabel, wo ich geboren. Ebenso hörte ich späterer Zeit dieselbe vom Krassaberge bei Merzdorf und vom Roll erzählen u. a. mehr. Es ist dies ein Beweis, wie unser Volksgeist sich eine Sage näher rückt und festhält.

16. Der Gnomen-Spielplatz.

Es war an einem wunderhübschen Herbstmorgen. Noch einmal blickte der tiefblaue Septemberhimmel in seiner Klarheit auf die Erde herab, die noch einmal bemüht war, durch Entfaltung all' ihrer Pracht das Auge des Menschen zu erquicken. Die grünen Blätter der Bäume waren schon größtentheils erblasst und leuchteten im lieblichsten lichten und tiefsten Roth und Gelb und dazwischen lachten die rothwangigen Äpfel und goldgelben Birnen und die blaubereiften Zwetschken einladend hervor. Am Hollunderzweige wiegte sich das rothbrüstige Kehlchen auf den pechschwarzen Fruchtdolden und naschte von denselben. Im dunklen Laub der Eberesche glühten die ziegelrothen Trauben der Vogelbeere, um welche die Scharen der Mistel- und Wachholderdrosseln schwärmten und ab und zu ein Beerlein pickten. Im Walde begann sich's noch einmal

zu regen und zu bewegen, wie auf einem großen Bahnhofe, auf welchem Reisende aller Sprachen durcheinander plaudern. Das All' der lieben Sommervögel ist's, die dort des Zuges harren. Die fischäugige Grasmücke, das Roth- und Blaukehlchen, Tante Amsel und der Flötenmeister Nachtigall und andere Lieben sind's, die dort versammelt jubilieren und auf den lieben trauten Mond warten, bei dessen bleichem Scheine sie in die warmen Länder des Südens ziehen. Wen hätte nicht Entzücken und tiefe, tiefe Wehmuth zugleich gepackt beim Anblick einer Herbstlandschaft, beim Anblick der üppigen Fülle in Strauch und Baum und beim Anblick der fallenden Blätter, und beim Anblick der ziehenden Vögelschwärme?!

Noch einmal grünten die Wiesen, über welche ein kühler Wind streicht, nach der Grünmahd auf und schicken die letzten grünen Sprossen Grases zum Lichte hervor, und der Landmann treibet nochmals seine Herde auf spärlich sprossende Weide. Draußen am Saume des Jeschken-Waldes, der sich zur Teufelsmauer hinzog, hütet ein Hirt seine Ziegen, die zwischen Gestein herumklettern und hie und da das leckerste Kräutlein pflücken. Seiner Dürftigkeit und Armut sich bewusst, klagt er sein herbes Missgeschick an, das ihm so vieles versagte, was andere im Überfluss besaßen. Sein Missgeschick klagte er an, das ihn und seine Lieben zwang, am Hungertuche zu saugen, sie zwang, bittre Noth zu leiden.

Da griff er in seiner Schwermuth nach seiner Spille mit dem steinernen Wirtel und, seinen Weidrocken spinnend, sang er das hübsche Volkslied:

Es hütet ein Schäfer auf grüner Weid,
|: Der Schäfer, der trug von Sammte ein Kleid :|
Do quom a reicher Herr gegang'n,
|: Der grüßte den Schäfer sehr hübsch und fein :|
Ich bin nur a ormer Schäfersmann,
|: O Edelmann, lass dein Hütlein stahn :|
Und wenn du ein armer Schäfer bist,
|: Schäfer, warum trägst du von Sammte ein Kleid? :|
Warum soll ich nicht tragen von Sammte ein Kleid?
|: Wenn mir es mein Vater zu erwerben weiß! :|
Der Herr, der war ein zorniger Mann,
|: Er nahm den Schäfer und schmiss ihn in Thurm :|

Dort mußt er liegen sieben Jahr,
|: Bis 's wurden die Schäfer im Lande gewahr :|

Und als es des Schäfers Vater erfuhr,
|: Do macht er sich gleich auf die Spur :|

Ach Edelmann, gebts mir meinen Sohn heraus,
|: Dreihundert Schock Gold, die zahl ich Euch naus, :|

Dreihundert Schock Gold, die wären schon gut,
|: Ja, wenn der Schäfer nicht wäre gar todt. :|

Ei, wo der Herr den Thurm aufschloss,
|: Da saß der Schäfer und bloste sein Horn. :|

Ei, Schäfer, wer hat denn Euch ernährt?
|: Dass Euch die Würmer nicht haben verzehrt. :|

Es hat's ihm gethan ein heiliger Mann,
|: Der Himmel und Erde erschaffen kann. :|

Himmel und Erde und alles ist sein,
|: Dass Sünder als Kinder soll'n selig sein. :|

Das Lied war verklungen und der Schäfer fühlte sich gestärkt; fieng doch die Hoffnung auf kommende, bessere Zeiten an, sich in ihm zu regen und er war wieder ruhiger und zufriedener. Während er sich durch sein Lied die Grillen vertrieb, hatte er nicht beachtet, wie seine Ziegen höher, immer höher geklettert waren. Und jetzt, wie er sich nach ihnen umschaut, sind sie nicht mehr zu sehen. Da wurde ihm sehr weh ums Herz und ängstlich stieg er höher in die Felsen, sie zu suchen. Mühsam kletterte er zwischen dem Gestein und zwischen Hindbeergesträuch umher und durchspähte jedes Sträuchlein, jeden Felsspalt, jedes Winkelchen nach ihnen. Aber er sah sie, seine Ziegen, nicht! Da auf einmal kommt er an eine Stelle, wo sich zwischen Felsen und Gesträuch ein anmuthig gewundener Pfad emporschlängelt! Da wunderte er sich und sagte: „Das ist doch sonderbar, wer benöthigt wohl diesen Pfad, der nicht von Menschenhand herrührt? Ob den wohl die Zwerglein angelegt haben?" Wie er so staunte und stillstand, hörte er den bekannten Ton seiner Ziegen, die schon viel höher sich verstiegen hatten. Da rief er aus Leibskräften: „Höpp, höpp, höpp!" Wie er diese Töne, freudig und ängstlich zugleich, in die Felsen rief, da erschallten ihm dieselben Laute von der Höh' herab. „Das waren die Zwerge!"*) spricht er

*) Echo heißt altdeutsch dvergmal, d. h. Zwergensprache.

und erschrak. „Du bist unter die Wichtelmännel*) gerathen!“ Und besorgt schaute er sich nach allen Seiten um, und er glaubte, es müsse schon unter jeder Wurzel, unter jedem Steine und Strauche eins hervorhuschen. Aber er sah keins. — Am liebsten wäre er davongerannt. Aber er hatte außer einem Töchterchen und seiner Frau nichts weiter daheim, als eine elende Hütte, mit einem Strohdache. Und seine Ziegen, die ihm so wie's täglich Brot unentbehrlich waren, sind verloren; so muſste er sie suchen und hätten sie zehn Meilen unter der Erdrinde gesteckt. Er stieg höher, immer höher, erklimmte Felsen und Bäume und spähte von diesen weit in der Runde herum. Wie er so umherlugte, hörte er ein eigenthümlich Geräusch und es schien ihm, als fielen silberne Leuchter wo um, so hell klang es. Er legte sein Ohr an die Erde und da fand er, daſs er sich nicht getäuscht hatte. Ganz deutlich erklangs nun von der Höh'. Mühsam erklimmte er vollends die steile Lehne, an welcher sich hie und da zwischen Hindbeergesträuch und Gesteinsblöcken, die grau und grün bemoost hervorlugten, eine dürftig ernährte, niedrig, Zwergkiefer, die mehr zu verkrüppeln als zu wachsen schien, hervormühte in deren Nachbarschaft die Eberwurz und Eselsdistel üppig wucherten. Der Schweiß rann dem Hirten vom wettergebräunten Gesichte, und ganz ermattet warf er sich, als er den höchsten Punkt erklimmt hatte, zur Erde, um ein Weilchen zu verschnaufen. Da erschallte der Silberton, rein und klar, wie ein Abendglöcklein. Neugierig hob er um etwas sein Köpfchen höher. Was sah er? Ganz deutlich fünf kleine Männlein mit langem, aschgrauen Barte, der bis ans Knie reichte; und jeder der Zwerge trug eine Zipfelmütze mit einem goldenen Glöcklein. Und jedes der fünf Männlein hatte eine Kegelkugel in der Hand und die war von purem Golde. Und eins der Männlein trat vor mit der blitzenden Goldkugel, die er auf einer Bahn von geschliffenem Glas dahinschob, daſs sie in einen Satz Kegeln fuhr, die allesammt wieder aus dem feinsten Silber gedrechselt waren. Solch Spiel gefiel dem Hirten und er trat näher, ganz ohne Furcht, grüßte freundlich und schaute dem Treiben der Kleinen zu. Wie die Zwerge aber des großen, braunen Mannes ansichtig wurden, wichen sie erschreckt zurück und griffen ängstlich nach ihren Mützen und sprachen: „Freund, wer führt dich herauf zu uns, um uns zu stören?“ — — — Da erzählte ihnen der Hirt sein Unglück, daſs

*) Wichtelmännel ist gebildet aus dem althochdeutschen wihan, d. h. machen schaffen.

ihm seine Ziegen entlaufen seien und dass er sie gesucht habe und sich dabei unverhofft zu ihnen verirrt hätte, und er bat die Zwerge vielmal hübsch um Entschuldigung, dass er sie nicht stören wollte, was ihm sehr leid thuen möchte, wenn solches geschehen wäre. Diese Rede schien die fünf Männlein zu beruhigen. Ein Zwerglein trat dann näher vor ihn hin und sprach: „Du kannst uns einen Gefallen thun!" Die anderen Graumännlein nickten. „Recht gern!" sprach der Hirt, wenn ich nur kann und meine Ziegen erst gefunden!" „Sei ruhig," sprach der Graubart, „deine Ziegen sind längst daheim!" Da hatte der Hirt Freude, denn er glaubte dem Zwerge und er sagte: „Da steh ich euch zu Diensten. Was wünschet ihr aber, dass ich thun soll?" „Du siehst," sprach hierauf der Alte im Barte, „wir spielen Kegel und haben niemanden, der uns aufsetzte. Willst uns helfen?" „Recht gern!" rief der Hirt und gieng an die Arbeit, die recht emsig von statten gieng. Da kicherten die Männlein vor Freude und schoben, „was das Zeug hält", reckten und streckten sich und schoben mit den Goldkugeln, dass es tönte, als ob wohl die hundert Glöcklein erklängen.

Der Hirt aber sputete sich, dass die Männlein nicht warten durften und war immer recht geschwind fertig, denn die Kegeln durften nur berührt werden, so standen sie auch und der Hirt hatte noch viel freie Zeit und Muße, sich die wunderbar seltsame Stelle, wo er stand, genau anzusehen, die Sträuche und Bäume, die da standen, anzusehen und zu zählen und nach der Höhe zu schätzen. Es war ja heller lichter Tag. Eine Fülle des Wunderbaren gab's da zu sehen. Die Silberkegeln, die Goldkugeln, die waren noch lange nicht das seltsamste. Aber die schönen Bäumlein fremder Art, voller Blüten, zwischen denen die prächtigsten Vögelchen umherhuschten, wie er noch keine gesehen. Und wie schön sangen die nicht! Eine seltsam liebliche Musik! Es überkam ihn ein recht wohlthuendes Gefühl, und nicht lange nachher träumte er süße, goldene Träume.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er schlief lange. Unterdessen suchten seine Angehörigen den Verschollenen allerorten, aber vergebens. Die Ziegen aber waren, wie die Zwerge gesagt, richtig daheim, ohne Hirten angelangt. Endlich weckte den Schläfer nach langem Schlafe ein sausender Windstoß und zerstörte seine rosigen Traumgefilde. Er rieb sich die Augen und schaute

verwundert um sich, dass alle die Herrlichkeit so geschwind in rauhe Wirklichkeit verwandelt war. Da sauste der Wald fürchterlich zu seinem Haupte. Da hat er Augen gemacht! denn lauter Riesenstämme standen da und diese waren, wie er meinte, in einer Nacht der Erde entwuchert. „Wie geht das zu?" sprach er, „wie ich mich niederlegte, standen lauter solche Zwergel da und jetzt solche Riesen? Das ist und bleibt doch merkwürdig! Wo sind denn deine Ziegen? Richtig, die sind ja daheim, so sagten die graubärtigen Zwerge. Oder war das auch nur Traum? Setztest du wirklich den Gnomen die Kegeln auf?" Ein Blick in seine Rechte genügte, denn er fand dort seine Kugel, und die war richtig von Gold. Diese und andere Gedanken durchkreuzten sein Hirn und er stand auf und hielt Umschau, ob er nicht noch ein Zwerglein wo sähe; aber er sah keins. Aber, was sah er unten im Thale? Sein Heimatsdörflein, das im Morgenlichte lag. Er erkannte es sogleich, sein wohnliches Häuschen, das er gestern früh erst verlassen zu haben wähnte. Mit leichtem Fuße gieng er darauf zu. Leute, die ihm begegneten, kannte er nicht und ihn kannte auch niemand mehr. Er sah lauter fremde Gesichter und alles war ganz anders geworden. Deshalb wurde ihm wieder recht bange und er glaubte sich noch im Banne der Zwerge. Voll Spannung schritt er seinem Häuschen zu, an dessen Thüre ein Weibsbild stand. Es war seine Tochter. „Ach, allerliebste Marie, meine Tochter!" rief er, „wie bist du groß und hübsch geworden!" und er wollte sie umarmen. Diese aber trat erschreckt zurück; sie erkannte ihn nicht und zögernd sprach sie: „Wer seid ihr, alter Mann im Silberbarte? Ich kenne euch nicht!" Da griff der Vater an seine Stirn, als ob er sich besänne und weinte Thränen der Wehmuth. Dann frug er: „Hat hier nicht der Hirtenchristel gewohnt, und ist das nicht sein Haus da?" „Ja!" sagte das Weib, „hier hat Hirtenchristel gewohnt, aber das sind schon viele, viele Jahre her, und das Haus hier war sein und ich bin seine Tochter!" „Lebt denn deine Mutter noch?" frug hierauf der Verschollene. „Ja," entgegnete die Tochter, „die lebt noch!" „Mutter!" rief sie. Die Mutter erschien. Und wie sie des Mannes ansichtig wurde, that sie einen Freudenschrei und fiel ihm um den Hals. Dann sprach sie: „Marie, da hast du deinen Vater!" Wie das die Tochter hörte, trat sie näher und hieß ihn schön willkommen und küsste ihn, worauf der Vater erzählen musste, wo er so lange gewesen, und was er alles die Zeit über erlebet hatte. Und er erzählte unter Freuden-

thränen seine Erlebnisse bei den Zwergen, haarscharf, und erzählte immer wieder von vorne, wenn er zu Ende. Da wunderten sich Mutter und Tochter; und wie der Vater zur Bekräftigung seiner Worte gar den goldenen Apfel hervorzog, da geriethen sie erst recht in Verwunderung und sagten: „Den Apfel müssen wir wieder zurückgeben, er gehört den Zwergen!" Des anderen Tages giengen sie alle drei hinaus auf den Hügel und riefen einmal über das andere die Graumännlein, sie möchten sich ihren Goldapfel holen, der ihnen gehöre. Aber kein Zwerglein ließ sich sehen und hören. Da giengen sie alle als reiche Leute heim und lebten von nun an glücklich bis an ihr seliges Ende.

17. Das Hufeisen.

Da kam einmal ein munteres Zwerglein von der goldenen Höhe nach Kunnersdorf herab zum Schmiede und sagte: „Meister Schmied, macht mir einmal ein Hufeisen, zwei Zoll lang und zwei Zoll breit!" Die anwesenden Gesellen lachten und sprachen: „Was mögt ihr denn da für ein Pferdel haben, das muss nicht größer sein, als ein Hase!" Aber der Meister trat mit ernstem Gesichte vor und sprach: „Wann willst du das Eisen haben? Kannst auf das Ding gleich warten!" Da frug das Zwerglein: „Wa' soll das kosten!" „Zwei gute Gröschel!" entgegnete der Meister. Da sagte das Zwergel: „Da hast du zwei gute Gröschel, und wenn du das Eisen fertig hast, so legs vor deine Schmiede ins Blindfenster hinaus!" — „Auch recht!" sagte der Schmied, und das Zwerglein gieng fort.

Und wie der Meister das kleine Eisen fertig hatte, legte er's dorthin, wo es das Zwerglein wollte. In der Nacht holte sich das Zwerglein das Eisen und es gefiel ihm; da sagte es: „Da muss ich dem Schmiede auch eine Freude machen!" Und das war auch so. Wie der Schmied des andern Tages seine zwei Gröschel aus der Tasche zog, da waren's keine Gröschel, sondern spanfunkelnagelneue Ducaten.

18. Die Auswanderer.

Da hütete einmal Eine aus Kriesdorf ihre Herde am Fuße des Jeschkens. Da verstieg sich eine Kuh in die Felsen. Da wurde der Kirtin angst und bange um die Kuh und sie sprach: „Die muss ich gleich zurückholen, am Ende bricht sie im Gestein noch ein Bein!" Und

sie kletterte der Kuh nach. Wie sie aber zwischen den Felsblöcken besorgt umherspähte, da erschrak sie gewaltig, denn vor ihr stand auf einem Steine ein kleines Zwergel mit einem langen, grauen Barte. Und das Zwergel schaute sie treuherzig an und sprach: „Fürchte beileibe nichts, Kleine, und lass dein Vieh nur gewähren, es geschieht ihm nichts!" „Ja," sagte die Kleine, „meine Mutter hat mir's streng aufgetragen, hübsch acht zu geben aufs Vieh, damit es keinen Schaden anrichte und selbst keinen leide!" — Sagte das Männlein: „Das thue immerhin, aber hier kannst du ohne Sorgen sein, meine Leute hüten es!" Sagte sie: „Ich seh ja niemanden!" aber sie glaubte es doch. Hierauf sprach liebenswürdig das Zwergel: „Sei so gut, liebe Hirtin, hebe uns was auf!" „Was denn?" frug die Hirtin. „Folge mir!" rief das Männlein und die Kirtin folgte. „Was mag der mir nur zum Aufheben geben?" — Sie kamen in eine Felskluft, von der sie nie etwas gewusst hatte, und da kamen sie auch zu einer eisernen Thüre. In der verschlossenen Thür stak ein Schlüssel, der sehr groß war. Den zog das Männlein 'raus und sagte: „Da nimm diesen Schlüssel und halte ihn in Ehren, er erschließt unsere Schatzkammern, in welche du nie neugierig schauen wirst! Da hast du auch drei gute Gröschel, die werden dir Glück bringen und du wirst wegen unsrer Schätze nicht in Versuchung kommen. Treibst du aber Missbrauch mit diesem Schlüssel, so wird das Unglück Einzug halten bei dir und deinen Nachkommen!" Die Kirtin nahm den Schlüssel in Empfang und sprach: „Wohin willst du? und wo hast du deine Leute? — — — Und wann kommst du wieder?" Sprach das Männlein traurig: „Wir müssen die lieben Orte, unsere Schätze, die tausend lauschigen Plätzchen unserer Heimstätten, wo wir gelebt und Jahrhunderte lang geschafft haben, mit denen wir durch die innigste Liebe verbunden waren, verlassen. Es kann nicht anders sein! Die Berge sind gelichtet und die Wälder vernichtet, die Gegend verödet und die Menschen boshaft und neidisch geworden: deshalb müssen wir aus diesem Land, bis es wird komm' in Fürstens Hand. Dann kommen wir allesammt wieder und verlangen dir oder deinen Nachkommen diesen Schlüssel wieder ab; und hast du ihn treu auf deine Urenkel vererbt, und hast weder du, noch deine Nachkommen, Missbrauch mit ihm getrieben, dann naht die Stunde der Vergeltung, die euch Menschenkindern allen zugute kommen soll, denn eine recht goldene Zeit wird kommen und Lug und Trug verschwinden!" — So redete der Zwerg.

„Ja, aber wo hast du dein Volk?“ frug neugierig das Mägdelein, „ich seh ja nur dich!“ Da rief mit vernehmlicher Stimme der Zwerg: „Brüder, die Käpplein ab!“ Und wie er dies befohlen hatte, sah die Maid auf allen Steinen drei, vier und noch mehr Zwerglein sitzen mit lauter grauen, langen Bärten. Da wirbelte und kriebelte es vor lauter Zwergen weit in der Runde und die Kirtin konnte sich nicht genug verwundern. — — — —

„Nun, merke, was ich gesagt habe und gehab dich wohl!“ sprach der Zwergkönig, und er gab ihr noch zum Abschied seine kleine Hand. Dann befahl er: „Brüder, die Käpplein auf!“ Da waren alle Zwerge unsichtbar. Aber ein Singen und Klingen erhob sich und zog sich längs des Jeschkens fort gegen die Freudenhöhe auf Zittau zu, wo sie sich mit ihren Brüdern aus dem Erzgebirge treffen sollten. Noch lange hörte die Maid das anmuthige Musicieren und stand sinnend da, und wußste nicht, ob sie gewacht oder geträumt hatte. Da sah sie den Schlüssel in ihrer Hand und die drei guten Gröschel in der Andern. Das war also pure Wirklichkeit. Hierauf trieb sie ein, weil's schon spät war, und im Finstern steckte sie, ohne jemandem etwas zu sagen, den Schlüssel in eine hohle Linde, damit kein Unberufener drüber kommen könnte. Und in der Wirtschaft gieng's auf einmal so gut. Die drei guten Gröschel hatten das Glück mit ins Haus gebracht. Als das Glückskind sterben wollte, rief sie ihren ältesten Sohn und theilte ihm das Geheimnis mit, und es gieng ihm gleichfalls recht gut. Heute noch soll dieser Zwergenschlüssel in Kriesdorf in einer alten hohlen Linde stecken, die auf eines reichen Bauern Hofe schon seit undenklichen Zeiten stehet, und die des Zwergenschlüssels wegen noch manches Jährlein stehen wird. Dem Besitzer des Baumes geht es auf drei Meilen weit in der Runde am besten. Die Zwerglein aber sollen noch wieder kommen.

II. Hauszwerge.

19. Grünkäppel oder Büchsmännel in Kessel.

Auf dem stattlichen Bauerngehöfte NC. 26 in Kessel*) lebte vor vielen, vielen Jahren ein schlichter aber rechter Landmann, den das Glück auf Weg und Steg begleitete. Herrlich standen seine Saaten, golden wogend, und seine lachend grünen, grasreichen Wiesen blickten gleich einem goldburchwirkten, buntfarbigen Teppiche zum azurblauen Himmel empor. Sein sauberes, schön gezeichnetes Vieh gab die wohlschmeckendste Milch und daraus schlug die Bäuerin die würzigste Butter. Auf seinem Anwesen ruhte ein rechter Segen. Darüber wunderten sich freilich seine Nachbarn, denen es da und dort an diesem und bald an jenem mangelte, und sie wurden ihm alle recht neidisch gesinnt und wohl gar spinnegram. Je mehr Neider er aber hatte, desto besser ergieng es ihm. — —

Das war aber leicht erklärlich, weil in seiner Scheuer das Grünkäpplein oder Büchsmännel residierte. Der Bauer machte mit dem Zwerglein keinen so schlechten Tausch und es verlohnte sich recht gut, dem Hausgeiste ein Obdach zu gewähren. Und nirgends auch fand sich das Grünkäpplein heimischer, wie in des Bauern Scheune. Deswegen war das Zwerglein auch recht dankbar gegen den Hausherrn und nützte dem Bauer, wo und wie es nur immer konnte und bewachte sein Anwesen mit der größten Umsicht und Sorgfalt. Freilich rumorte es bisweilen so sehr, dass niemand aus der Gesindeschar sich nach dem Feierabendläuten in die Scheuer getraute. Bald sprang das Zwergel in die Höhe, bald wieder von oben herab, und warf aus dem Gesperre

*) Auf dem Hofraume der Wirtschaft Nr. 26 steht eine Linde, wie keine in Nordböhmen mehr. Ich, als erwachsener, großer Mann, konnte sie nur bei 4maliger Klafterung umspannen. Sie scheint auf einem Sechsfuß zu stehen (Wurzeln) und diese liegen offen, hohl, dass man ganz gemächlich hindurchkriechen könnte. Der Landmann benützt die von den Wurzeln gebildeten Räume als Viehställe (Schweine, Gänse).

(Hahnbändern genannt) die Strohschütten herunter und besonders gern auf den Rücken der Großmagd, die immer keifte und schimpfte wie ein Rohrsperling und vor Weh und Ach schmerzlich aufkreischte, woran das Büchsmännel allemal seine einzige Freude hatte.

Diejenigen Leute des Hauses, die dem Büchsmännel freundlich entgegenkamen, erfreuten sich aber beim Hauszwergel einer besonderen Aufmerksamkeit und wo es seinen Freunden helfen konnte, half es. Den Kirten (Hirten) begleitete es, bald voranhüpfend, bald nachtrippelnd, mit dem Vieh auf die Weide, hielt immer die Herde brav zusammen und zeigte den Kühen stets die besten Kräuter. Wars Wunder, dass die Milch eine so vorzügliche war und die Butter, die man daraus schlug, so würzig schmeckte? Auch gesponnen hat's dem Hirten und das Garn hat ewig nicht abgenommen, außer der Weiser fluchte. Stand des Bauern reifes Getreide in Garben auf dem Stoppel, da war das Büchsmännel stets draußen und hielt Wacht, und kroch umsichtig von Puppe zu Puppe und sprang wieder hinauf und lugte nach allen Seiten aus, obs nicht was Verdächtiges gäbe. Und wenn ihm etwas nicht so recht geheuer vorkam, da trippelte es emsigen Schrittes zum Herrn des Gehöftes und erzählte ihm sofort, was es gesehen. — — — — — —

Eines Tages zeitig früh, beim Morgengrauen, gieng der Bauer nach Münchengrätz auf den Jahrmarkt, weil er sich entschlossen hatte, zwei schöne Rinder zu kaufen; denn er hatte sehr viel und gutes Heu und auch Platz im großen Stalle. Außerdem mangelte es ihm nicht an Geld; denn er war glücklicher und reicher als andere Bauern des Dorfes. Beim Weggehen besuchte er erst das Büchsmännel in seiner Scheuer und sprach zu ihm: „Du, Büchsmännel, ich geh auf Grätz (Münchengrätz) auf'n Viehmarkt," sagt er, „gib du zuhause auf alles hübsch acht, dass nichts wegkommt und auch sonst nichts Arges passiert!" 's Büchsmännel trippelte näher und sprach: „Soll geschehen, soll geschehen, geh nur glücklich!" Und der Bauer gieng.

Als es Abend werden wollte und die Sonne wieder in Gold gieng hinter dem blauen Roll, machte er sich auf den Heimweg. Vor sich her trieb er zwei wunderhübsche Rinder, an denen jeder Liebhaber seine Freude haben musste. Wie er aus seinem Wäldchen trat, kam ihm etwas von ferne entgegengewackelt. „Ob das nicht das Büchsmännel ist?!" spricht der Bauer für sich. Und richtig, es war das Büchsmännel! Außer Athem kams gerannt und hatte nur noch so viel Kraft,

dass es hauchen konnte: „Lie—lie—ber Bauer, nur g'schwind, nur g'schwind, jetzt stehlen sie dir auf'm Felde den Flachs. Balde hab ich mich lang, balde kurz gemacht, 's holf ab'r nichts! Komm' selber, komm', komm', komm'!“ Wie der Bauer so reden hörte, übergab er dem Büchsmännel die Kühe, bei dem sie gut aufgehoben waren, und eiligst lief er über die Quiere. Und da sah er, wie die Diebe richtig den Flachs, der auf der Röste lag, zusammenrafften und zum größten Theil schon in Bündel gebunden hatten und fortschleppen wollten. Wie sie aber des Bauern ansichtig wurden, nahmen alle Reißaus und ließen den Flachs liegen und der Bauer hatte so das Binden zum Besten und konnte ihn leicht hineinschaffen, in die Scheuer. Dem Büchsmännel aber machte der Bauer den Aufenthalt in seiner Scheuer immer gemüthlicher, gab ihm jedesmal, wenn er Brot buck, einen „Vorbacken“ (schwarzer Kuchen), der dem Büchsmännel oder Grünkäppel recht gut schmeckte. Und der Bauer hätte sich keinen besseren Hausgenossen und Inwohner wünschen können, als es das Büchsmännel gewesen.

20. In der Scheuer.

„Morgen werden wir dreschen!“ sagte Grünkäppchens Hausherr, „richt euch hübsch die Flegel her,“ sagt er, „dass wir früh gleich anfangen können!“ Am andern Morgen, Schlag 5 Uhr, stand das ganze Gesinde auf der Tenne und ein lustiger Sechsschlag erschallte durch die Herbstluft. Das gieng den ganzen Tag so fort, die Mittagspause abgerechnet, bis in die Dämmerung hinein. Wie aber die Feierabendglocke läutete, sagte der Bauer: „Hängt eure Flegel weg, jetzt wird kein Schlag mehr gemacht, dass das Grünkäppel Ruhe hat!“ Das war dem Gesinde erwünscht und sie ließen alles stehen und liegen, das Stroh ausgebreitet, und drunter die Spreu und die ausgedroschenen Körner. „Morgen früh seid bei Zeiten wieder bei der Hand!“ sagte der Wirt und gieng zur Ruhe, das Gesinde auch. Die Nacht vergieng, der Morgen kam. Jeder rieb sich den Schlaf aus den Augen und betrat die Scheuer. Da haben sie aber Augen gemacht! Da war das Stroh hübsch in Schütten gebunden, das Korn gesiebt und stand in Säcken verwahrt im hintersten Eck der Tenne, und diese war spiegelblank und sauber. Da wunderten sich alle, nur der Herr nicht, der sprach: „Das war's Grünkäppel!“

21. Grünkäppel und der Kraxler.

Vor langer, langer Zeit da wohnte einmal das Grünkäppel in eines Bauern Scheune in Kessel. Es war ein kleines munteres Männlein und hatte eben ein grünes Käppel auf. Und wenn es sich sehen ließ, da hieß es: „Grünkäppel holt sich Kameradschaft." Und dann hörte man nachts ein Rumoren, ein Rascheln, ein Trippeln und Trappeln in des Bauern Scheune und wohl gar auf dessen Stube und Schüttboden. Hatte der Bauer abends das Korn noch in der Spreu, so war es früh gesiebt und „geplebert" und lag auch schon auf dem Schüttboden und prangte in schönstem Gold, dass es den Käufer ordentlich anlachte. War man mit dem Mistladen abends nicht fertig geworden und es brach die Nacht herein, so brauchte man früh nur einzuspannen, denn Grünkäppel hatte mit den Seinen die Wagen geladen. Das freute den Hausherrn gar sehr und dessen Gesinde nicht minder und man gönnte dem Grünkäppel gerne sein Plätzchen. Da aber kam einmal abends ein böhmischer Gänsehändler auf die Herberge; und da der Bauer in seiner Stube einen Fremden nicht wohl duldete, so musste jener sich bequemen, in der Scheuer auf einer Schütte Stroh fürlieb zu nehmen. Weil er aber über dem Gepolter des Kleinen und seiner Consorten die ganze Nacht nicht schlafen konnte, so war er sehr böse darüber. Und da ihm Grünkäppel bei seinem Springen einmal zu nahe kam, da fasste er es bei seinem langen Barte und zerzauste es gar tüchtig, dass es vor Schmerz winselte und stöhnte. Grünkäppel aber verließ noch dieselbe Nacht seinen liebsten Aufenthalt auf Nimmerwiedersehen und schwur seinem Wirte, aber noch mehr dem bösen Gaste, furchtbare Rache. Mit dem Grobiane, der es in der Scheune misshandelt hatte, wurde es bald fertig. Als nämlich derselbe sich des andern Morgens mit seiner Kraxe auf dem Rücken wieder auf den Weg aufmachte, da lauerte ihm das Grünkäppel bei einem Wassergraben auf und sprang ihm unvermerkt von hinten auf den Rücken. Unserm geängstigten Geflügelhändler aber war, als müsste er einen ganzen Berg tragen, so drückte ihn die Last. Dabei brach ihm der Angstschweiß aus und perlte in großen Tropfen ohne Unterlass von seiner bald kalten, bald heißen Stirne und die Beine waren ihm so schwer wie Blei. Und das war bei hellem Tage. Entsetzen befiel den Geängstigten, als noch der Graue ihm mit seinen Spinnenfingern den Hals zusammenschnürte. Er stürzte bewusstlos in den Graben und ertrank.

Dämon Grünkäppel aber war von ihm heruntergesprungen und unter schallendem Hohngelächter verschwunden. Dem Bauer aber gieng es von der Zeit an in seiner Wirtschaft immer schlechter; denn Rothkäppel hatte ihm sein Glück mit fortgenommen.

22. Buschweiblein und Wassermann.

„Kinder," sagte die Frau eines Bauern aus der Wistrei zu ihren Kleinen, die vom ältesten bis zum jüngsten um den Mittagstisch versammelt waren und aus der großen gemeinsamen Essschüssel sich die schwarze aber kräftige Kümmelsuppe wohlschmecken ließen. „Kinder," rief sie, „wenn ihr genug habet, so leget nur die Löffel hübsch weg, mit dem Stiele auf die Schüssel zu, dass der böse Wassermann nicht mitisst!" Wie die Kinder vom Wassermanne hörten, ließen sie erschreckt den Löffel fallen und verschütteten die Suppe; denn alle fürchteten sich vor dem garstigen Wassermanne, der schon manches Kindlein zu sich in den tiefen Teich gezogen (in früheren Zeiten gab es von Oschitz bis Wartenberg eine große Menge Teiche*) und dort in seinem Palaste gefangen hält. Von diesem wollten sie um alles in der Welt nichts wissen und sie flüchteten sich allesammt hinter die Mutter und klammerten sich an ihr fest; denn sie meinten, der Wassermann sei schon da.

Da kam aber zum Bauer in die Stube immer ein liebes, kleines Buschweiblein auf Besuch, und es spielte mit den Kindern, und diese gediehen dabei recht sichtlich; denn sie hatten alle runde hübsche Backen wie ein rother Apfel, und eins war immer schöner als das andere. Das Waldweiblein war deshalb immer recht gerne gesehen und wenn es kam, sich zu wärmen, gönnte man ihm sein Plätzchen auf dem Backofen, wo es sich am liebsten niederließ. Eines Tages brachte die Magd wieder eine große Schüssel voll Kümmelteigsuppe auf den Tisch, die klirrenden Löffel dazu, welche die Hausgenossen fleißig handhabten. Wie sie so im besten Essen waren, da sprudelte was und gleich darauf fieng das Buschweiblein auf dem Backofen mit heller Stimme zu kichern an. Anfangs leise, dann immer lauter, bis es in ein schallendes Lachen übergieng.

*) In der dortigen Gegend bestanden auch sogenannte Eisenhämmer, welche das Wasser trieb. Namentlich betrieb Karl von Biberstein, Herr auf Dewin, dortselbst Eisenindustrie. Merzdorf bei Oschitz hat seinen Namen von merzen, d. i. reinigen des Eisens erhalten.

Die Hausgenossen drehten sich um und frugen: „Buschweiblein, was lachst denn?“ Kichernd antwortete die: „Habt ihr denn nicht gesehen, wie's Wassermännlein gekommen und aus eurer Schüssel essen wollte? Der Grüne hatte den übrig gebliebenen Löffel erwischt und hat damit eingeschöpft. Wie er aber die Kümmelsuppe mit dem Bähbrote in sein breites Maul kriegte, da fieng er zu sprudeln an, was ihr gehört haben müsst. Darüber musste ich lachen! Jetzt aber ist er schon fort!“ Da erschraken alle, wie sie das hörten und sahen den „eingemanschten“ Löffel liegen; und alle glauben dem Buschweiblein, was es geschehen hätte. Die Mutter aber sprach: „Sags doch immer, legt den Löffel hübsch weg, wenn ihr gegessen habet, sonst kommt der garstige Wassermann und isst mit aus eurer Schüssel.“

III. Der Wassermann.

Einleitung.

Wenn du, lieber Wanderer, einmal den lieben, alten, ehrwürdigen Jeschken hinangewandelt bist, so sahest du zu deinen Füßen milchweiße Quarzfelsstücke hie und da mit grünem und schwefelgelbem Moos bedeckt, zwischen welchem sich unter dem ewig grünen Laubdache dunkler Tannen hier und dort muntere Bächlein in Menge rauschend hindurcharbeiten, die sich zu beeilen scheinen, das schöne, herrliche Polzenthal zu erreichen.

Eins dieser Bächlein wendet sich mit seinen kichernden Wellen dem Dörflein Johannesthal zu, welcher Ort am südwestlichen Fuße des Berges liegt. In anmuthigen Windungen rollt es seine Silberwellen durch einen schmalen, hie und da mit Erlen bewachsenen Wiesenteppich, der bald wieder, durchwirkt mit Blumengold, zum blauen Himmel schaut, um in einen kleinen, tiefen Teich, den Gintschner Teich, sich zu ergießen. Hier kannst du sehen, wie in seinem grünen Wasserspiegel sich der blaue Jeschkenriese beschaut, und wie der wunderschöne Kranz der flüsternden Erlen und tiefdunklen Fichten und der herrlichen Birken, mit ihrer mondsilbernen Rinde, in die krystallhellen Wellen verkehrt hinunter zu tauchen scheint, als ob er sich laben wolle. Und du wirst der Alltagssorgen los sein, dich in eine andere Welt versetzt wähnen, in eine Welt voll reinsten Friedens. Weiter unten hörst du ein Mühlenrad gehen und den stürzenden Mühlbach rauschen, der sein Wasser aus dem Teiche nimmt.

Fürwahr, um diesen Teich ist ein wunderbares, reizendes Stücklein Erde. Und sollte mitten in diesem kleinen romantischen Winkel, dessen heilige Ruhe und schönen Frieden kein schnaubendes Dampfroß, das überall die alte Schöne hinweg fegt, stört, nicht des deutschen Volkes Poesie thätig gewesen sein? Zahlreich ist das Heer der Sagen, die hier ihre Heimat haben. Sie mögen hier folgen.

23. Das erlöste Irrlicht.

Da fuhr einmal ein Drausendorfer gegen den Abend in die Gintschner Mühle und wollte dort sein gemahlenes Getreide holen. Das war aber noch nicht fertig und so musste er warten. Unterdessen wurde es aber stockfinster und dichte Nebelhaufen lagerten sich über den Wiesen.

„Wie war' ich ock heute hejm komm'!" so sprach er recht verdrießlich und war recht ungeduldig.

Endlich erhielt er sein Mehl. „Hurtersch ehr Mon, ich war'ch die Lotarne borgen, 's es verdammt finster!" rief der Müller. Das war dem Manne schon recht; er hieng die Laterne an seine Raber und trat getrost den Heimweg an.

Er hatte aber noch nicht den Polzenquellteich hinterm Rücken, da fällt ihm klirrend die Laterne von der Raber und das Licht darin erlischt.

„Nu es guter Roth tejer!" so rief er vor Unwillen.

Und wie der so in Verzweiflung dastand und überlegend in seinem Kopfhaar kratzte, da sah er ein Lichtlein über die Wiesen hüpfen, und das kam gerade auf ihn zu. Da hatte der arme Tropf recht viel Freude und er rief: „Gott sei's g'dankt, do brauch'sch ne erscht zurecke zu giehn, ai de Mühle!" und geduldig nahm er wieder sein Tragsel über die Achsel und fuhr weiter.

Das Lichtlein aber leuchtete ihm hüpfend voran, so dass er zur Noth die Straße erreichte. Und wie er auf derselben war, so sprach er: „Nu, do ho 'ch schun gewunn, bezohl' dorsch Gott, jetzt konnste wieder giehn, nu traf'sch mich schun allejne hejm!"

Und wie er dies gesagt hatte, so rief's mit Silberstimme: „Ich dank d'r schiene, du host mich erlöst!" und weg war's, das Irrlicht.

24. Der Wassermann auf dem Teiche.

Lieblich murmeln die leichtgekräuselten Wellen des grünen Polzenquellteiches, in welchen die schlanken, grünen Fichten und knorrige Erlen ihre dunklen Schatten werfen. Die scheidende Sonne goss grüßend ihre letzten Strahlen durch das Gitterwerk der Zweige über dem silbernen Spiegel und dieser warf zurück ihr rothes, gold'nes Glühlicht und vergoldete damit die Wipfel der am Ufer stehenden Bäume, die ihr Haupt himmelwärts in heiteres Blau erhoben, in welchem silberne Wölklein zogen und ihr getreues Abbild in des Wassers purpurnen Wellen.

Tief unten aber regt sich jenes geheimnisvolle Weben, dem nur die Fischlein lauschen dürfen, die nichts verrathen. Und weil der Mensch ihre Sprache nicht versteht, so sagt er in frecher, stolzer Überhebung: „Sie sind stumm!" Wunderbare Fülle des Schaffens regt sich tief unten auf kühlem feuchtem Grunde.

Die Sonne ist hinunter, die Glut erstarb auf den Wellen und den Wipfeln, und die Bäume schütten ihre dunkle Schattennacht in den Teich. — „Die Zeit ist da, der Mensch noch nicht!" ließ sich eine Stimme zwischen den Erlen vernehmen und gleich darauf trat ein kleines, graues Männlein auf den erhöhten Damm des Teiches heraus, und im trippelnden Gange gieng's der Mühle zu.

Dort gab es heute viel zu thun für unseren Kleinen. Der Müller hatte einen Müllscher, der unserem Kleinen schon längst ein Dorn im Auge war, weil er schon oft mit ihm gefrevelt hatte. Wars ein Wunder, wenn das kleine Graumännlein mit großem, langem, rothen Barte und seinem nassen Kleidersaume, heute die dürren Krallenfinger zusammenballte zur rachewartenden Faust?

Eintönig klapperte die Mühle durch die Nacht und die Steine rieben behende das Getreide zu feinem Mehl, während der Müllscher fleißig schnarchte. Er hatte tüchtig aufgeschüttet und das Mühlglöckchen schwieg, warum sollte er sich nicht ein wenig Ruhe gönnen?

In eben dem Augenblicke war das Graumännlein hereingetreten und überschaute sofort die günstige Lage der Dinge. Da standen einige Säcke, dort wieder! Was that das Männlein? Hier nahm es Mehl heraus, dort gab es welches hinein in den Sack und mengte und mischte und pantschte nach Herzenslust. Und wie es gemengt, gemischt und gepantscht hatte, da machte es sich davon, eiligst und in aller Stille, und war weg. Das Glöckchen aber weckte mit schrillem Tone den Schläfer, und ohne Ahnung des Vorgefallenen oblag er seinen Pflichten, bis plötzlich die Mühle stille steht.

Darüber wunderte der Geprellte sich nicht wenig; fehlte es doch an Wasser noch niemals, solange der Teich da war, und dieser konnte ja nicht wegkommen, und die Schützen (Schleußen) waren ja alle offen! Das war aber anders, denn die Schleißen waren zu. Voll Ingrimm öffnet er, und die Mühle klappert wieder lustig fort. Doch kaum ist er ins Mühlhaus zurückgekommen, so hört das Mühlrad wiederum auf zu rauschen und die Steine stehen still. „Alle Wetter, was geht vor!?"

rief voll Ärger der Müllscher aus; und wieder musste er zurück ins Wasserbett, denn diesmal ist die hintere Schleuße zu. Kaum hatte er hinten das Wasserbett geöffnet, so schloss es von vorn der kleine graue, nächtliche Störenfried. Und es war doch pechrabenschwarze Nacht, und der Müllscher hätte so gern geschlummert! Kurzum, der Müllscher konnte nicht fortmahlen und sein Herr erwachte.

„Kerl, was treibst du da?" ließ sich des Müllers Stimme drohend vernehmen. Dem Gesellen aber war sehr weh ums Herz und kleinlaut klagte er seinem Herrn, wie er nicht mahlen könne, weil bald die vordere und bald wieder die hintere Schütze geschlossen sei, und er wisse nicht, woher das komme. Der Herr hielt ihn aber für einen Narren, der da „rappele". Auf den Wassermann aber dachte keiner und dieser ließ von sich nichts merken, weil er es mit dem Müller nicht verderben wollte, und er kühlte sich nur an dem frechen Gesellen, der ihn immer auf den Fuß trat, wenn er nachts in der Mühle erschien, beim duftenden Forellenbraten, den ihm nur die leutselige Müllerin zuzubereiten verstand.

Die Mühle gieng diese Nacht noch ihren ordentlichen Gang und der Müller verschlief den Groll, den er über seinen dummen Gesellen empfand. Des kommenden Morgens sollte es aber schlimmer kommen.

Da kam ein Fuhrmann, dort einer mit einem Tragkorbe und wieder einer mit einem Schubkarren, um sein Mehl zu holen. Des einen Mehl aber war nicht fertig, des andern sein Mehl war wieder zu schwarz, ein dritter klagte über Betrug und ein vierter, der mehr hatte, als er bekommen sollte, machte sich in aller Stille schmunzelnd davon.

Da entstand ein Zanken, ein Streiten und ein Schimpfen, und über dem unschuldigen Haupte des unglücklichen Müllergesellen entlud sich das furchtbare Zorngewitter des Müllers, der nun aller seiner Kundschaften beraubt werden sollte durch die Pflichtvergessenheit und vermeintliche Schlechtigkeit seines Gesellen. Unter vernichtenden Flüchen jagte er ihn zuletzt aus seinem Hause.

Das wurmte den armen Gesellen gar sehr und er dachte: „Das kann mir nur der böse Wassermann angethan haben; wart, Bursche, ich will es dir gedenken!"

Des anderen Tages aß der Müllergesell, der jetzt ohne Arbeit war, eine tüchtige Bähschnitte vor dem Frühstücke, damit ihm der Wassermann nichts anhaben könne, und rachebrütend schritt er am Teichdamme auf und ab, das Wassermännlein zu erzürnen und zu verhöhnen. Der kleine

Graue aber ließ sich gar nicht sehen, und das wurmte den betrogenen Gesellen noch viel mehr; denn unverrichteter Sache musste er umkehren und seinen Hass gegen den bösen Dämon in sich verkochen.

Mittlerweile aber hatte der Müller einen anderen Gesellen aufgenommen, mit dem gieng es ganz anders. Er aber trat auch das Männlein nicht auf die Füße und die Bauern fuhren nun mit ihrem Getreide nirgends lieber hin, als in die Gintschner Mühle, und alle waren recht zufrieden mit dem erhaltenen Mehle; denn es war nicht nur sehr schön, sondern sie bekamen auch mehr in den Sack, als sie erwarteten. Das trug nun dem Müller ein schönes Stück Geld ein, denn seine Mühle klapperte stets, Tag und Nacht, ohne Unterlass.

Trotzdem die Mühle immer gieng, und der Müllscher viel arbeiten musste, so sah derselbe doch recht gesund und roth- und dickwangig aus und klagte niemals über Plage, was seinem Meister sehr auffiel. Der Geselle aber schmunzelte stets dazu; denn er wusste gar gut, wie das zugehe. Er aber liebte das Graumännlein und that ihm nichts zu Leide. Dafür war auch ihm das Männlein zugethan und half ihm bei seiner Arbeit, wo es nur konnte. Um eine Schütze, die zu schließen oder zu öffnen war, brauchte sich der Geselle nicht zu kümmern, das besorgte stets aufs Beste der kleine Graue. Und wenn es hieß, Säcke heben, Säcke tragen, so wurde das Männlein zum starken Manne und trug sie, die Säcke, schüttete auf, siebte, mengte und mischte den Leuten ihre Sachen so gut, dass alle mit dem Gesellen aufs Beste zufrieden waren. Dieser aber konnte auf seinem Strohsacke liegen und schnarchen und ausruhen; denn das Männlein besorgte mit größter Umsicht alle Arbeiten. Und hatte der glückliche Geselle keine Lust zu schlafen, so halfen sie einander wie und wo sie nur konnten und blieben Freunde, lange, lange Zeit. Der Müller aber hatte noch nie einen so guten und brauchbaren Gesellen gehabt.

25. Jägers Ende.

Abends, wenn leichte Nebelwölklein auf Wies' und Anger lagen, der Silbermond sein bleiches Licht herniederwarf durch die hohen Wipfel der knorrigen Birken und die alten Erlensträuche so grau schienen, da war Leben auf dem Teiche eingekehrt. Leute, die in dem geheimnisvollen Schatten der alten Weiden und Erlen, die am Ufersrande stehen, abends

wandeln mussten, konnten bemerken, wie der Wassermann auf des Teiches glatten, glänzenden Spiegel mit seinen Frauen und Kindern unter lustigem Singsang den Reigen aufführte, oder wie er als schmucker, grüner Jäger der Jagd fröhnte, im stillen Uferschilf, in welchem prächtige Taucher süß schlummerten. Und wer es ihm anthat, in seinem Bereiche zu jagen, den wusste er zu necken und zu äffen, dass ihm die Lust zu Weiterem vergieng.

Da hatte auch einer einmal gejagt; denn wunderschöne Taucher durchsuchten des Wassers krystall'ne Flut. Und wie er anhält, da klatscht es auf einmal im Wasser, dass er erschrickt und sein Schuss krachend daneben gieng. Ein kleines Männlein mit rothem Käppchen ist es, und es sprang aus der Krone einer hohen Erle hinab zum kühlen Grunde. Gleich darauf sah er es über dem Spiegel des Teiches laufen und im Schilfe verschwinden.

Gar oft lockte er tollkühne Jäger ins Gesämpe, wo sie nimmermehr herauskamen. An schönen sonnigen Tagen pflegten die Frauen des Nixes ihre Wäsche auszuhängen auf die Ufersträucher am Wege und lockten mit den bunten Bändern und Flicken die Kinder, und wenn dieselben sich, man weiß ja, wie sie sind, vor Freude hinreißen ließen und diese Wassermannswäsche zu ihrem Spielzeug erkürten, so kamen sie in die Gewalt des Wassergeistes, der sie auf Schritt und Tritt verfolgte.

26. Der Nix als Beschützer der Hasen.

Der nahe Mühlberg mit seinem niederen Dickicht war in früheren Zeiten ein rechtes Hasenrevier. Fast hinter jedem Strauche pflegte der furchtsame Lampe in seinem Lager der Ruhe. Hatte er Hunger, wechselte er mit ängstlichem Bedacht zu dem grünen Klee der umliegenden Saaten; und hätte er nicht ein schönes Leben geführt, wenn nicht hin und wieder ein böser Mann mit tückischen Schlingen ihn bedroht hätte!? Und mancher seiner Kameraden gieng so zugrunde. Deshalb waren die Hasen alle sehr traurig und beriethen untereinander, was da zu machen wär'. Da erbarmte sich ihrer Noth der Wassermann. In Hasengestalt durchzog er den Mühlberg und blieb in einer Schlinge hängen. Er aber erschrak darüber ganz und gar nicht und harrte der Dinge, die da kommen würden. Es dauerte auch gar nicht lange, da knickte und knackte es in den Zweigen und der Kopf eines Mannes wurde sichtbar. Mit schmunzelndem

Gesichte sieht der listige Wilderer nun, wie ein recht feister Hase gefangen ist. Eiligst bückt er sich, um dem armen Lampe den Garaus zu machen. Dieser war aber nicht der gutmüthige Hase, sondern der verkappte, böse Wassermann, der da keinen Spaß verstand, sondern die Drahtschlinge eiligst zerriss und dem Manne erbarmungslos ins Gesicht sprang, mit seinen Krallenpfoten gar tüchtig zuschlug und das Gesicht des Mannes jämmerlich zerriss und zerfetzte, dass das Blut in heißen Strömen floss, und curierte auf diese Art den Mann von seiner Leidenschaft, Hasen zu fangen, von Grund aus. Unter höllischem Gelächter machte sich aber der Wassermann davon und die Hasen hatten wieder Ruhe.

27. Der Wassermann und die alte Magd.

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Johannesthal in einem Hause einmal eine alte Bauersmagd als Eigenthümerin, die immer schimpfte und tobte und der niemand etwas recht machen konnte. Und weil ihr Vater der „Bleitonl" hieß und sie Veronika, so hieß sie nicht anders als „Bleintonl's Vere". Auf die hatte es der böse Wassermann schon lange abgesehen, weil sie ihn einmal wegen seiner wunderlichen Gestalt und seines langen, rothen Bartes, sowie seines bunten Anzuges halber weidlich ausgelacht hatte. Darüber war der Kobold sehr ergrimmt und schwor ihr furchtbare Rache und er führte dieselbe auch aus. Lange, lange konnte er ihr aber nichts anhaben; denn „Bleitonl's Vere" war klug und aß früh nüchtern immer eine Bähschnitte. Es war schon spät im „todten Herbste". Mit eisigem Hauche wehte der schneidige Wind von Kriesdorf herüber und malte tausend schöne Eisblumen an die kleinen Fenster der niedrigen Strohhütten am Fuße des schon beschneiten Jeschkengebirges. Jung und Alt hatten sich wieder geflüchtet ins Warme der heimischen vier Wände, und das knarrende Spinnrad war wieder zu Ehren gekommen. Auch „Bleitonl's Vere" war nicht müßig. Sie hechelte und „brechte" sich den Flachs, um denselben den Winter über zu verspinnen. Die Sonne war glühend roth untergegangen und vergoldete nur noch die Spitzen der Berge und die weiße Mütze des neugierigen Jeschkens. Im Thale aber da lag schon die Nacht und später bezeichneten einige flimmernde Lichtlein den Ort, wo eine Hütte stand.

Auch in der Stube der alten Magd loderte eine Fackel, die mit dem anderen Ende in einem gaffenden eisernen Halter stak und zur Noth den engen Raum der niedrigen Stube erhellte. Auf dem grünen Kachelofen, in dem ein Feuer lustig brannte, standen einige Töpfe, in welchen der Abendimbiss zubereitet werden sollte. Beim Ofen aber kauerte ein kleines, graues Männlein mit häslichen Spinnenfingern, das emsig bemüht war, das Feuer zu löschen. Als die Magd, die gerade draußen war und von allen dem nichts ahnte, wieder herein kam, war der kleine Graue längst hinter dem Bette verschwunden. Fluchend und lästernd machte die Magd aufs neue Feuer an und beeilte sich hernach ihre Ziegen zu beschicken. Allein, sie war kaum hinaus, so stand auch schon der kleine Graue wiederum am Ofen und untersuchte die Töpfe. Da goss er die Milch aus dem einen und den Kaffee aus dem andern und drehte die leeren Töpfe um, dass das Obere zum Unteren wurde, und mit höllischer Schadenfreude verkroch er sich alsobald wieder hinter das Bett, wie das erstemal. Wer aber hätte über solche lose Streiche sich nicht geärgert? Die alte ahnungslose Magd witterte sofort Schurigeleien und eiferte und schimpfte und keifte als sie den Schaden sah; und das war ein Leben, das nicht auszuhalten war! Aber das Graumännlein hatte an dem Gekeif' und Geschimpfe der geneckten Magd seine innige Freude und lachte und kicherte hinter dem Bette aus voller Kehle und sann aufs neue, wie es die alte Magd noch „schurigeln" könne. Bald nachher löschte es auch die Fackel aus, zerzauste in aller Stille ihr den Rocken, zerriss die Bieste, hackte ihr das Bett auseinander und legte Sachen in den Weg, dass die Magd darüber fallen musste. Dann aber verließ er in aller Stille das Haus, um sich des nächsten Tages weiter an tollen Streichen zu ergötzen und seinen Groll zu kühlen. Hatte die „Vere" Wäsche auf die Bleiche gelegt, so kam der Unhold unbemerkbar und vertauschte ihr dieselbe mit buntgescheckter. Schöberte sie auf den Wiesen des Sommers Futter, da kam er wieder, der Kleine, und zerstreute es in allem Regenwetter, und wenn es dagegen schön war, da kam es wieder und machte das Futter in Schober zusammen, oder warf es gar in den Teich, dass es nicht dörren konnte. Noch manchen tollen Streich anderer Art verübte er an der alten Magd, und wenn diese wieder keifte und zankte, hatte er allemal seine innige Freude daran. Als er sich aber an ihr hinreichend belustigt hatte, da war er versöhnt und ließ sie ferner in Ruhe.

28. Der Wassermann auf Kindesraub.

Es war schon gegen die Dämmerung, als ein müder Bettler mit großem Sacke sich auf die niedrige Hausthürschwelle einer kleinen Hütte von Unter-Johannesthal setzte, um ein Weilchen auszuruhen, vielleicht auch mochte er sinnen, wo er ein Nachtlager erhalten könnte. Er mochte noch nicht lange dagesessen haben, da kam ein langer, dürrhagerer Mann mit dünnen Krallenfingern, in welchem er einen derben Knüppel trug, daher gewackelt. Seine Haare waren roth und sein garstiges, blasses Gesicht, das sich zu einem teuflischen Grinsen verzog, war über und über mit Runzeln bedeckt. Er schien, wie er so weitertrippelte, den Bettler nicht bemerkt zu haben und er brummte in seinen rothen struppigen Bart: „Wenn der Fratz zur Welt kommt, wird er niesen und sagt niemand „helf Gott", da ist er schon mein!" Dabei fieng er wieder fürchterlich zu grinsen und höllisch zu meckern an und wackelte wie auf Stelzen dem Teiche zu. Der Bettelmann aber stand auf und gieng ins nächste Haus, wo bereits die Esse lustig qualmte. Ein Blick genügte und er wusste, dass er an der rechten Pforte sei. „Lieber, guter Mann," so sprach er, „gönnt mir Armen doch ein Nachtlager, ich komm' gar weit her und bin sehr müde." Dabei ließ er sich auf einen Stuhl nieder, der in der Nähe stand, legte seinen Sack weg und that, als ob er seit langer Zeit mit unter das Dach gehöre. Und weil aus seinem Gesichte so viel Zutraulichkeit und Gutmüthigkeit sprach, so willfahrte der Hausherr, obwohl nicht gern, des Bettlers Wunsch, und er konnte bleiben. Dem Hausherrn sollte aber daraus viel Gutes kommen. Lange, lange Jahre hatte er und seine Frau den Himmel gebeten, damit er ihnen einen Sohn schenke. Sie hatten Haus und Hof und keine Nachkommen. Und heute, da sollte sich ihr Wunsch, der heißersehnte, noch erfüllen. Wie sie, der Hausherr und der Bettler, in der Vorstube so dasaßen, da brachte die Wehmutter freudestrahlenden Gesichtes aus dem Nebengemache das Neugeborene heraus. Allein in eben dem Augenblicke klapperte und krabbelte es draußen an der Thüre und ein kleines graues Männlein tritt grinsend ein. Seinen Körper deckte ein leinener Kittel mit nassem Saume, während auf seinem dicken Kopfe mit den rothen Haaren und den grünlich blitzenden Augen ein kleines grünes Käpplein saß. Sein rother, langer Bart wallte vom aschhaften Gesichte bis zur Brust herab. Unter dem linken Arme aber trug er einen kleinen dickköpfigen Wechselbalg.

Mit Entsetzen hatte man ihn wahrgenommen und erkannt. Er aber nickte mit teuflischem Grinsen nach dem Kinde hin und trippelte am Ort von einem auf das andere Bein. Alle standen wie angewurzelt. Da niest das Kindlein. „Helf Gott!" schreit der Bettler aus tiefster Brust. Und wie das Wort über seine Lippen kam, da zuckte das widerliche Männlein mit gellem Aufschrei zusammen, ließ den Wechselbalg fallen und unter fürchterlichem Gewinsel kollerte es zur Stubenthür hinaus und war verschwunden. Aber auch von dem Wechselbalge, den er fallen gelassen, war keine Spur mehr zu finden. Was hatte das zu bedeuten? Der Bettler gab die Auskunft. Wie der Mann das hörte, fiel er dem Retter seines geliebten Kindes, dem Bettler, mit Freudenthränen um den Hals und küsste ihn wie seinen Bruder und bezeugte ihm seine Dankbarkeit, indem er ihn bis zu seinem Tode bei sich behielt und mit ihm aus derselben Schüssel aß. Dies ist die Geschichte von dem Wassermann, wie er Kindesraub verüben wollte.

29. Wie der „Müllscher" den Wassermann aus der Mühle treibt.

Alle Abende kam in die Gintschner Mühle ein kleines Männlein getrippelt, dessen leinener Kittel am Saume triefte. Es war eine sehr lästige alte Bekanntschaft, die dem Müller nichts weniger als gelegen war, und er hätte sie gern vermisst; er wusste nur nicht, wie man das am besten anstelle. Freilich verdiente das Wassermännlein das nicht ganz. Aber Menschen und Geister passen einmal nicht zusammen. Sogar dankbar sein konnte das Wassermännlein und es half dem Mühlknappen in der Mühle, wo es immer nur konnte. Aber bei alledem war es winselig und pinselig, wie alte Leute sind, denen man nie etwas beim besten Willen recht machen kann. Und daher kam es, dass die Freundschaften, die das Graumännlein schloss, nicht von langer Dauer waren. Da kam einmal ein ältlicher Müllergesell in die Mühle, und der war sehr durchtrieben und, wie die Leute sagten, mit allen Salben geschmiert. Auch zu diesen kam der Wassermann und wollte ihm helfen. Der Müllscher aber war sehr argwöhnisch und misstrauisch und dachte bei sich: „Du, Zwergel, du wirst mir viel helfen!" und er trieb mit ihm ein gewagtes Spiel. Wie nämlich das Wassermännlein eines abends wiederkam und helfen wollte, sagte der Arge: „Hast du schon gesehen, wie Öl gemahlen wird?" „Nein," sagte das Männlein, „wie machst

du das?" — „Nun da," sagte der Listige, „stecke nur einmal deine Finger hinein!" Das Männlein gehorchte. Da aber, o weh! die Räder ergriffen das Wassermännlein bei seinen langen Fingern und zogen und zerrten es, dass das arme Ding arg winselte und stöhnte. Da bat es gar inniglich: „Liebs Müllerlein, du zerquetscht mir ja meine Finger, ich bitte dich, lass mich raus, o weh, o weh!" „O ja!" sagte der Müllergesell, „ich lass dich schon raus, aber das geht so geschwind nicht! Zuerst schwöre mir, dass du nicht mehr in die Mühle kommst!" — „Das schwör' ich dir!" rief schmerzlichen Tones der Gefolterte und der Arge ließ es raus. Da lief das Wassermännlein geschwind fort und rief: „In eure Mühle komme ich nicht mehr, aber wehe dir, wenn du mir einmal zu nahe kommst, meine Krallenfinger, die da, sieh' her, sollst du spüren, dass dir Hören und Sehen vergeht!" — — — — — — Es vergiengen viele, viele Wochen und der Wassermann kam nicht mehr in die Mühle. Da hatte der Müller eine sehr große Freude und er sagte: „Müllscher," ich hab's schon lange gesehen, dass es zwischen dir und meiner Tochter nicht ganz richtig ist. Wenn ihr euch gern habet, so nehmet einander!" Da sprang der Mühlknappe zur Müllerstochter und nicht lange nachher wurde aus beiden ein Paar. Da gieng der Müllergesell einmal mit seiner jungen Frau am Teichdamme spazieren. Da kam der Wassermann und schon von weitem schrie er: „Jetzt kommst du mir in die Hände!" Der geistesgegenwärtige Mühlknappe aber erpackte geschwind einen Erlenast, den er halb zerknickte, dass die Theile noch beisammenhiengen, hielt die Quetsche dem Wassermännlein vor die Nase und sprach: „Komm, komm, Wassermännlein, wir werden wieder Öl mahlen!" Das aber war ganz und gar keine Einladung und 's Wassermännlein, das vom Ölmahlen nichts mehr wissen wollte, lief fort und schrie aus Leibeskräften: „Nein, nein, ich mahle kein Öl mehr!"

30. Der Wassermann im Hammersee.

Es murmelten die Wasser und der Mond beleuchtete mit bleichem Schein den alten verfallenen Steinhaufen der Diewinruine, die einstmals als stolze hochtronende Burg Stürmen getrotzt und eine Reihe edler Geschlechter wohnlich umfangen hatte; und der Spiegel des wunderschönen Hammersees erglänzte, und des Himmels reiches, reines Bild mit den abertausend sichtbaren Sternen wogte und schaukelte in den

feuchten Wellen und ein wunderholdes Singen und Sagen ertönte durch die Ruhe der Einsamkeit, mächtig ergreifend, sinnbethörend. Herrlich lockende Töne sind's, die du mit lauschendem Ohre vernimmst. Aber, schau, schau,

Dort an dem bemoosten Steine,
An dem Wasser silberklar,
Kämmet sich im Modenscheine
Eine Maid ihr gold'nes Haar!

Und sie singt so himmlisch schöne
Lieder, wo die Sehnsucht wacht,
Dass der Wellen Silbertöne
Lispeln, jetzt so sacht, so sacht!

Mondscheintrunk'ne Zweige rauschen
Leiser, leiser durch die Luft,
Ihrer süßen Töne lauschen
Gnomen in des Thales Kluft.

Aber der Nixe Sehnsucht ist nicht auf diese gerichtet, sondern aufs warmblütige Menschenkind, auf jenen Jüngling, der dort mutterseelenallein am Strande sinnend steht und der süßen Töne lauschet, die ihm in die Seele dringen. Und wie er hinüberschaut, in das alte verfallene Gestein der Ruine, da schau, o schau! Da kommt sie näher und näher geschwebet, die süße holde Fee, und spricht: „Liebes Menschenkind, dich lieb' ich, o komm mit mir, ich will dich führen in meines Vaters herrlichen Palast, wo meine holden Schwestern wohnen und sich gleichfalls nach dir sehnen!" Und sie zog ihn, das feuchte Weib, mit sich fort in die Flut ein und zwanzig Stufen hinunter, die waren von leuchtendem Krystall. Wie lieblich sang die Flut, wie schwanden dem Jüngling die Sinne! Mit einem Stäbchen klopfte die Maid an eine Thür, prächtig mit funkelnden Edelsteinen besetzt. Allüberall umgab den bethörten Jüngling ein Glanz und ein Gefunkel von Rubinen, von Topassen und blitzenden Demanten, dass seine Augen von dem wunderbaren Glanze geblendet waren. Und, wie sich die Thür gar öffnend um ihre Angeln drehte, da erst war ein wahres Paradies! Wie flimmerten und glänzten da die glatten Wände des Saales, aus lauter geschliffenem Krystall, und die Decke sammt dem Fußboden auch. Da lagen Teppiche von golddurchwirkter Seide und große geräumige Himmelbetten standen da. Es war nicht zu beschreiben, wie himmlich schön das Alles ausgesehen hat.

Nun führte ihn die feuchte Maid hinüber in ein zweites Gemach, welches das vorhergehende an Pracht noch übertraf. Da saßen wundervolle Meerweiber im Kreise mit schneeweißen Busen und marmorbleichen Gesichtern, so reizend schön, und ihre wallenden goldenen Haare fielen in Locken über den alabasterweißen, edelgeformten Hals, und die Jungfrauen kämmten sich mit goldenem Kamme. Dem Jüngling war so wunderseltsam zu Muthe. Angst, Liebe, Furcht und Sehnsucht durchzogen, schnell wechselnd, seine Seele und krampfhaft griff er besorgt auf seine lautschlagende Brust. Da ergriff ihn eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem geliebten Monde da oben, der so traulich schien und wo unter seinen Füßen sich der golddurchwirkte sichere Teppich der grünen Wiese ausbreitete. Das deuchte ihm noch lieblicher als die Märchenpracht in diesem feuchten Palaste. Um alles in der Welt hätte er die wohnliche Erde da oben mit diesem Feenpalaste, so reich und lieblich es hier auch sein mochte, vertauschet.

Eiligst floh er zurück, weiter, immer weiter, dem Ausgange zu, der ihm so fürchterlich fern deuchte. Da rief mit einemmale eine gebietende Stimme: „Halt! Was schaffest du in meinem Palaste, den ich mir nichts, dir nichts nicht ungestraft betreten lasse?" Wieder griff der Jüngling nach seiner Brust. — Es war der Herr dieser herrlichen Umgebung, der dem fliehenden Jünglinge Rechenschaft abverlangte und soeben zurückgekehrt war zu seinen Töchtern und Frauen, die wir bei ihrer Toilette angetroffen und welche den Jüngling durch ihr wundersam Gesinge gelockt hatten.

„Ich frage dich noch einmal!" rief das Wassermännlein, das dem Jüngling jetzt unheilvoll näher trat. Es war ein kleines graues Männlein mit rothem Bart und rothem Haar und hatte ein hellrothes Käpplein auf. Aus dem dicken Kopfe blitzten zwei dicke, teuflische Augen seelendürstend hervor. „Was machst du in meinem Palaste?" Da gieng auf einmal ein Klagen und Wehrufen durch die feuchten glänzenden Räume der Unterwelt. Der erschreckte Jüngling war keines Wortes mächtig. Aber seine Hand, die vorsorglich auf der Brust ruhte, hätte keiner dort weggerissen, so fest lag sie darauf. „Elender!" rief abermals der Nix, „wehe dir, wenn du nicht Dorant und Dosten hättest, du kämst mir nimmermehr aus dem Wasser. Aber hüte dich, jemals in meine Klauen zu kommen, da oder dort, einerlei!" Wie er so sprach, stieß er den Jüngling zur Thür hinaus und eine Welle spie den

Geretteten wieder ans Land. Die Meerweiber aber zerrauften ihr Goldhaar und klagten und weinten bitter. So kam's dem Jüngling vor, dem der garstige Nix nichts anhaben konnte.

31. Der Schiffer als Gast des Nixes.

Die rosige Glut des Tages erstarb auf dem Spiegel des malerisch schönen Hammersees und das müde Schilfgeflügel zog den dunklen Binsenstellen des Ufers, seinem Schlafgemache, zu. Mitten durch die leicht gekreiselten Wellen zog ein leichter Nachen seine rothen Furchen und der in die Schönheit des Sommerabends versunkene Fährmann sang ein munteres Schifferlied, dessen liebliche Töne von den einsamen Felswänden des Diewins und des Hammerspitzes lustig neckend wiederhallten. Ganz in sich und in die Schönheit der tagemüden Natur versunken, ruderte der Fährmann seinen Nachen durch die Silberflut und, ohne dass er's gewahrt, klammern sich zwei Hände an den Rand seines Kahnes und ein Köpfchen tauchet über die Flut empor. Es ist der Nix, der den Tönen des Sängers lauschet. Plötzlich mischte sich in seinen Sang die geschulte Stimme des Nixes zum lieblichen Duett, dass der Schiffer erschreckt nach der Seite blickte, von wannen die seltsam schmeichelnden Töne erklangen. Mit freudigem und zugleich mit furchtsamem Erstaunen gewahrt er das graue Männlein an seinem Kahne, das stieg eiligst zu ihm hinein und grüßte und ruderte das kleine Fahrzeug mit kundiger Hand. Hierauf erzählte der Nix von seinen hübschen Töchtern, die da unten im herrlichen Krystallpalaste säßen, und wie reizend und liebedürstend sie seien. Und der sinnbestrickte Schiffer horchet, und horchet, und ein namenloses Sehnen erfasste ihn. Der listige Wassernix ladet ihn hierauf ein, mit ihm zu gehen, und der erregte Schiffer wäre wohl vom Herzen gern einmal da hinunter gestiegen, aber er bangte für sein Heil und sprach es unverholen aus. „Fürchte nichts!" sprach der Wassermann, „es gilt nur einen Besuch! Ich zeige dir all' die glänzenden Gemächer, die lieblichen Weiber und Kinder, mit denen du Kurzweil haben wirst. Und solltest du es müde werden, so begleite ich dich hinauf zum Lichte des Tages!" Der Schiffer ließ sich bethören und willigte ein. Das freute den Kobold und er gab ihm ein Kleid und sagte: „Das soll dir Geleit sein und das feuchte Element wird dir nichts anhaben können!" Der Schiffer that, wie ihm geheißen und beide verließen

den Kahn. Der Graue schlug mit einem Stäbchen auf das Wasser, und dieses öffnete sich, und dreimal sieben Stufen, glänzend, farbenspielend, führten hinab zum kühlen Grunde, wo den Fischlein so wohlig ist. Beklommenen Herzens schritt der Schiffer dem vorantrippelnden Nixe nach und alles, was er sah, war so schön und wunderbar eingerichtet. In seinem Leben hätte er solche Pracht kaum geahnt, geschweige denn geschauet. Konnte sich der reichste Fürst mit dieser Herrlichkeit messen? Nein! Da gieng's von Saal in Saal, und einer war immer herrlicher als der andere. Und da saßen auch die wunderbar herrlichen Weiber und Töchter des Nixes im Kreise und einige kämmten ihr grünes Haar mit funkelndem Goldkamme, andere schlugen die Leier, und wieder andere sangen so wunderholde süße Lieder, die geradezu verlockend auf die Seele des Schiffers wirkten. Aber wie garstig dagegen waren nicht die Kinder des Nixes! Kleine dickköpfige Geschöpfe waren es, die mit goldenen und gläsernen Äpfelein spielten und ihn mit ihren großen blöden Augen anglotzten. Lange, lange schaute der mächtig ergriffene Schiffer in diese wunderbaren Gruppen der lieblichen Feen und wenn er hätte wählen sollen, er wäre sicher von Sinnen gekommen; denn eine war immer üppiger und lieblicher als die andere. „Das sind meine Lieblinge!" sprach der Kobold, auf die dickköpfigen Nixenkinder zeigend. „Wie gefallen sie dir?" Der Gast gedachte nur der süßen Weiber und antwortete auf die verfängliche Frage des Nixes verkehrt und sprach: „Ach, wo kann man etwas Schön'res sehen, als diese lieblichen Geschöpfe?" Diese Antwort schmeichelte dem getäuschten Nixe ungemein und er wurde immer zärtlicher gegen seinen Gast und sprach: „Es freut mich deine offene, gerechte Beurtheilung meiner Kinder! Andere haben sie nur dickköpfige Fischbrut gescholten, was sie büßen mussten. Du gefällst mir und ich bin dir dankbar. Und wenn du eine Bitte hast, einen Wunsch. so will ich ihn dir gewähren!" Dabei führte er seinen Gast in einen Saal von lauter Glas, an dessen Wänden gläserne Bänke standen, auf welchen Töpfe umgekehrt stürzten; und unter den Töpfen, auf welchen allerhand Aufschriften standen, staken die Seelen der Ertrunkenen, und unter den Bänken lagen deren Leiber, als ob sie schliefen. Das war ein recht unheimlicher Ort! Eine tiefe, tiefe Schwermuth ergriff hier den Schiffer; denn auch sein Vater, der liebe, war darunter! Da besann er sich des gegebenen Wortes des Nixes: „Wenn du einen Wunsch hast, so spreche ihn aus und ich will ihn dir gewähren." Und er sprach:

„Liebes Wassermännlein, gib mir den Vater wieder!" Wie er so sprach, erschrak der Nix, dann schossen seine Augen glühende Blitze und er sprach: „Warmblut, du verlangst zu viel! Doch du hast mein Wort, es sei! Doch wisse, wenn es dir nicht gelänge, im entscheidenden Augenblicke diesen Ertrunkenen über dieser Schwelle in Sicherheit zu haben, so bist auch du mir mit Haut und Haar verfallen!" Weg war der Nix. Aber von ferne hörte der geängstigte Gast ihn pfeifen. Das hinderte ihn aber nicht, die Rettung des lieben Vaters zu wagen. Eiligst lüftete der Sohn den rechten Topf, dass seines Vaters Seele gemach entwischen konnte und packte hierauf den Körper und zog ihn mit dem ganzen Aufwand seiner Kräfte über den Boden des Gemaches gegen die Thüre. Ein kräftiger Ruck, und der Geliebte ist in Sicherheit. Wie er aber so den letzten Zug thut, gähnten alle anderen Schläfer, rieben sich die Augen, reckten ihre Glieder und sprangen kreischend auf und wollten die Wegnahme ihres Schicksalsgenossen verhindern. Aber sie kamen zu spät und hatten keine Macht mehr. Nun lud der frohe Sohn den geretteten Vater auf seine Schultern und stürmte mit demselben die Stufen des feuchten Palastes empor. Auf der letzten Stufe aber verspürte er einen gewaltigen Stoß im Genick und eine Welle des waldumrauschten Hammersees spie beide, Vater und Sohn, lebend ans Ufer, an welchem die Trümmer seines Kahnes lagen.

32. Die große Katze.

Wie noch das Wassermännlein alle Abende in die Mühle kam, seine Forellen briet und die Müllersleute belästigte, kam einmal ein Bärentreiber mit einem großen braunen Zottelbär. Und der Bärentreiber blieb in der Mühle über Nacht und legte sich mit seinem zahmen Bären auf den warmen Backofen. Wie's nun kohlrabenpechfinster war, da trippelte das nasse Wassermännlein wieder in die Mühle und briet sich seine Fische! Der Müller saß im hintersten Winkel der Stube und schaute ihm verdrießlich zu. Wie die Fische aber gebraten waren, trippelte es zum Tische und wollte sie essen. Wie der Bär aber das Fleisch roch, humpelte er vom Backofen zum Tische, wo das Wassermännlein speiste, und knurrte und murrte, und wie ihm das Männlein nichts gab, langte Petz ungeheißen zu. Das wollte das Männlein nicht leiden und es frug: „Müller, wo hast du denn diese unbändige Katze

her? Das Vieh läßt mich ja nicht essen und verdirbt mir meine Finger!" So eiferte es. Der Müller aber rührte sich nicht und that, als ob er schliefe. Da hieb der Bär mit seiner Tatze aufs Männlein ein, das winselnd davonlief und seinen Braten im Stich ließ, den sich der Bär wohlmunden ließ. Am andern Morgen kam der Müller zum Teiche und zog die Schleuße auf. Da kam das Wassermännlein mit seinem rothen Käpplein und sagte: „Müller, hast du deine Katze noch?" — „O ja!" sagte der Müller, „die liegt auf dem Backofen und hat fünf Junge bekommen!" Da erschrak das Wassermännlein, das an Einer Katze gestern genug hatte, und es sprach wehmüthig: „Da komm' ich in deine Mühle nicht mehr!" Drauf klatschte es ins Wasser und ist nicht mehr gesehen worden, weder in der Mühle, noch im Teiche.

IV. Schatzsagen.

33. Der glückliche Zimmermann.

In einem anmuthigen nordböhmischen Dorfe, das mitten in einem dunklen Tannenwalde lag, lebte einmal ein armer Zimmermann mit seiner Frau und seinen Kindern. Das Häuschen, welches er bewohnte, war sehr klein und ärmlich anzuschauen. Der Wind pfiff durch seine zersplitterten niederen Fenster und im Winter wehte oft der sandige Schnee durch die Lücken und Ritzen der Wände hinein in die ärmliche Stube. Dabei war der Zimmermann recht gut, redlich und gottesfürchtig und liebte seine Kinder aus ganzem Herzen. Und weil er sie so liebte, so schmerzte es sein Vaterherz, dass die Seinen oft Noth leiden mussten, bittre Noth. „Wer weiß, wie mir nicht noch was Gutes beschieden ist," sagte er und tröstete sich und die Mutter seiner armen Würmer.

Eines abends lag er, von der Arbeit müde, auf seinem Strohlager und schlummerte so süß, wie Reiche sicher nicht auf ihrem weichen Pfühl schlummern. Und wie er so dalag, da kam und weckte ihn in seiner finstern Kammer, die nur der Mond bisweilen erhellte, ein kleines liebes Männlein und forderte ihn auf, stumm bittend, mit ihm zu gehen. Weil er aber bei seiner Armuth wenig Muth besaß, überdies auch sehr müde war, so schlummerte er wieder ein und das Männlein gieng betrübten Antlitzes wieder in aller Stille fort. Des andern Tages aber kam es wieder an sein Bett und bat ihn flehentlich: „Ich dürfte nach Erlösung, liebes Menschenkind, fasse ein Herz und hilf mir, es wird dir nichts geschehen und soll auch dein Schade nicht sein." Dabei winkte ihm das Männlein, zu folgen.

„Wer weiß, wo du mich hinführen willst, kleines Männlein, bei finst'rer Nacht; ich habe Weib und Kind daheim und darf keinen gefährlichen Gang wagen, denn ich bin ihr einziger Ernährer und die Nacht ist keines Menschen Freund." So sprach er zum Männlein. „Gehe wieder hin, wo du hergekommen und ich kann dir nicht helfen!"

Und als er dies gesagt hatte, hob das Männlein an, allsogleich zu winseln und zu stöhnen und verschwand. Der Zimmermann aber hatte die Nacht keine Ruhe mehr und wälzte sich auf seinem Strohlager hin und her, denn kein Schlaf wollte kommen. Wie froh war er, als der lichte Morgen durch das kleine Fenster seiner Kammer schien, denn mit ihm, hoffte er, da würden andere, fröhliche Gedanken kommen bei der Arbeit. Er empfand wohl recht viel Mitleiden mit dem kleinen Unruhigen. Aber die Arbeit, von der er sich Zerstreuung versprach, wollte ihm nicht gut von statten gehen. Das Bild des winselnden Kleinen stand vor seiner mitleidigen Seele und ließ sich nicht verscheuchen. Das Flehen des Männleins rührte ihn gar sehr, und ihm war, als ständ derselbe mit aufgehobenen Händen wirklich vor ihm. „Es wird dein Schade nicht sein," dann: „Ich dürste nach Erlösung," so hatte der kleine Wicht gesagt, und diese Worte summten ihm fort und fort im Kopfe herum: „Wie wär's, wenn du doch mitgiengest," so sprach in ihm eine Stimme, „wenn das Männlein wiederkommt. Es könnte am Ende dein Glück sein."

Es war Abend geworden; und mit dem Läuten des Feierabendglöckchens, das vielen anderen Ruhe brachte, nahm seine Unruhe zu. Lange schon wälzte er sich auf seinem Strohlager schlaflos hin und her, da kam das Männlein wieder. Es hatte aber heute feuchte, bethränte Äuglein. Es bat ihn, wie niemand mehr bittet, er möchte sich seiner erbarmen und mitgehen, damit es denn erlöset werde von seinem unruhigen Treiben. „Was verlangst du aber von mir, Kleiner, auf dem nächtlichen Wege?" so frug er das Männlein. Dieses aber sagte: „Muth, Muth, Muth! Es wird dir kein Haar gekrümmt werden; bist du aber zaghaft, so bin ich doppelt unglücklich."

Der Zimmermann sagte zu und vor Freuden kicherte das Männlein hell und laut, dass ihm ganz unheimlich wurde. Es sprang und trippelte vor ihm her, als gieng es zum Tanze. Unterwegs erleuchtete ihnen ein Irrlicht den Pfad, und als sie eine Weile gegangen waren, da wurde das Männlein wieder ganz ernst und sprach: „Drei scheußliche Thiere werden sich dir zeigen und die sollst du berühren, darfst aber dabei keinen Laut von dir geben und dich nicht fürchten." Der Mann versprach es. Nun war das Männlein wieder so lustig, wie vordem. So kamen sie an eine Steinmauer, wie sie der emsige Bauer

zusammengestellt hatte aus mächtigen Quarzfelsstücken, die in der Vorzeit Tagen oder Nächten vom Jeschken ins Thal geschoben wurden, und die er mit Mühe aus seinem Felde geschafft hatte. Zwischen den Steinen rankten Dorn- und Schlehensträuche sich hervor zum Lichte. Es war aber gerade Nacht und stockfinster, so dass diese Sträucher und die Mauern dem Auge des Arbeiters geradezu furchteinflößend vorkamen und ihm allerlei Gestalten vor die Sinne traten.

In dieser unwegbaren Gegend hielt das Irrlicht an und über der Mauer da flammte es auf, roth und blau. Der Zimmermann wusste aber allsogleich, dass hier ein Schatz liege und da aufbrenne, und vergaß über dem sehr brauchbaren Schatze alle Furcht. Jetzt nähert er sich frischen Herzens der Schatzflamme. Da kommt ein großer, schwarzer Pudel mit glühender Zunge und feurigen Augen! Der arme Mann fasste Muth und beherzt trat er auf ihn zu und stieß ihn bei Seite, dass er sogleich verschwand, aber einem häslichen Ziegenbocke Platz machte. Auch diesen berührte er, dass höllisch meckernd auch dieser verschwand. Nun sollte es aber erst schlimm kommen. Da kam ein häslicher Schimmel, so häslich als was, dahergeschnaubt. Seine Augen glühten wie feurige Wagenreifen und aus seiner Schnauze und seinen Nüstern spie er Feuer! Mit den Pfoten schlug er nach allen Seiten, Gefahr bringend, aus; und dieses Höllenross sollte er angreifen! Da aber flammte der Schatz in der Mauer höher und höher auf, er dachte an sein Weib und seine Kinder und wie arm sie waren. Hier war Geld geboten, viel Geld, und konnte er nicht auch ein unglückliches Wesen, das nach Erlösung dürstete, auch noch glücklich machen? Er spürte ein Feuer durch seine Glieder gehen, alle Kräfte in ihm erwachten und mit einem kräftigen Rucke zog er das wüthende Ross, das eben herangekommen, bei Seite und wie er sich's ansieht, da hat er die Dornen in seinen Händen, dass sie bluten. Das Ross aber war verschwunden. Dabei grollte und brüllte der Donner, Blitze auf Blitze prasselten zur Erde, dass er wie betäubt zu Boden sank. „Raff, raff," so hörte er eine Stimme, und die war so silberrein und klar und so einladend. Und dann: „Bezahle dir's Gott, bezahl dir's Gott, ich bin erlöst!" Das Blitzen hörte auf, der Donner verstummte und im Osten dämmerte der Tag. Bei zunehmendem Lichte da sah der beherzte Zimmermann einen Schatz, so funkelnd in seinen Händen, dass er ein reicher Mann war und seine Kinder gleichfalls steinreiche Leute wurden.

34. Der Schatzgräber.

Es war an einem wundervollen Sommermorgen. Im duftenden Walde zog sich die lichtscheue Eule zurück in ihr Felsenhorst, und Amseln und Drosseln schlugen, und das schwarzäugige Rothkehlchen guckte neugierig einem Holzhauer zu, der sich emsig bemühte, einen knorrigen Baumstumpf zu roden, und machte Bückling um Bückling dem fleißigen Arbeiter, als wollte es sagen: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert." Surrend fraß sich die Eisenaxt hinein in das kreischende Holz und die Späne flogen lustig um ihn, und des Waldes Echo zählte gewissenhaft die Schläge des Arbeiters. Und wie die Arbeit immer weiter vor sich gieng und die Pfahlwurzel schon sichtbar wurde, und er hineinhieb mit aller Wucht, da klirrte es wie Metall auf Metall. Neugierig that er einen zweiten Hieb und derselbe Ton drang ihm zu Ohren. „Das ist doch recht sonderbar," dachte er und legte die Axt weg, um nach der „Rodehacke" zu greifen, den Boden wegzuroden; da hat er Augen gemacht! Ein kupferner Topf kam zum Vorschein. Er hob ihn auf und derselbe war gar schwer! Er hebt den Deckel weg; da blendet ihn des Goldes Glanz! Ducaten an Ducaten! Er zitterte vor Freuden. Ängstlich sah er sich um, ob nicht etwa ein fremdes Auge sich einfände. Die Habgier hatte ihn übermannt, dass er kaum jemandem einen Blick in sein Glück gegönnt hätte. Doch wie er sich so umschaut, da kommt Einer auf einem Ziegenbocke geritten, der hatte große, große Hörner und der Reiter war grün. In Eile verscharrte der geängstigte Holzmacher sein Glück, den Schatz. Er aber war noch nicht damit fertig, und der Reiter auf dem Ziegenbocke schwenkte höflich sein grünes Hütchen und sagte: „Guten Morgen" — „Gu—gu—t'n M—morg'n!" erwiderte der verdutzte Holzmacher. Der Reiter war hurtig hinter den Zweigen verschwunden und jetzt konnte der Habgierige schon wieder nach seinem Schatze sehen. Aber der, an dem sein ganzes Herze hieng, an dem Schatze, der war verschwunden, und der alberne Holzhacker war arm wie zuvor.

35. Der Burggeist.

Dumpf brauste und ächzte der mächtige, alte Buchenwald, der das verfallene Gemäuer der Ruine Roll umhüllte, und krachend brach der Sturm die blätterlosen, bemoosten, knorrigen Äste und schleuderte dieselben

empört zur Erde herab, wo ein altes Mütterchen mit ihrer Tochter mit dem Zusammentragen des Holzes beschäftigt war. Manch liebes Mal war das Mütterchen da oben gewesen und hatte hier Holz geholt, womit sie im Winter, wenn der kalte Nord ihr Häuschen in Neuland mit Schnee verwehte, ihr Stübchen erwärmte; denn kaufen konnte sie sich keins. Heute, bei rauhem Wetter selbst, trieb sie die Noth hinaus, wo wir sie eben fanden. Der Sturm arbeitete ihr in die Hände und sie brauchte heute nicht mit der langen Hakenstange, womit sie sonst die Äste herunterziehen musste, anzustrengen; denn ihre gewöhnliche Tracht war bald beisammen und auch gepackt. Da rief sie ihrer Tochter: „Nannerl, komm', jetzt geh'n wir!" Auf diesen Ruf erschien ein Mädchen mit nussbraunen Haaren und blauen Augen, und Mutter und Tochter hockten sich ihre „Hocken" auf und wollten ihre Schritte heimwärts lenken. Wie sie aber in die Nähe des Silberbornes kamen, da erfasste sie tödtlicher Schreck. Erstarrt standen sie wie zwei Bildsäulen still. Vor ihnen saß, mit dem Rücken an einen mächtigen Buchenstamm gelehnt, in nächster Nähe des Brunnens ein gewaltiger Jäger in grüner Tracht, dessen marmorbleiches Gesicht sie geisterhaft mit den funkelnden Augen anglotzte. Auf dem Kopfe trug er einen grünen Dreimaster, den ein gewaltiger Federbusch zierte, der im Winde lustig flatterte. Die Erschreckten schlugen ein Kreuz. Wie sie das thaten, machte das Gespenst einen Satz in den Silberborn, in welchem es unter Hohngelächter verschwand. Das aufgeschüttelte Wasser sprang hoch auf und nässte ihr Gesicht. Ihre Glieder zitterten, ihr Blut stockte und ermattet sanken sie in die Knie zur Erde nieder, wo sie besinnungslos liegen blieben. Sie mochten eine lange Zeit so gelegen sein, als der Revierförster kam, der die Ohnmächtigen fand und durch Rütteln wieder zu sich brachte. Sie schlugen die Augen auf und sahen den Förster vor sich, den sie allsobald erkannten. Sie waren aber froh, dass ein Mensch um sie war, dem sie erzählen konnten, was sich zugetragen. Da wunderte sich der Förster und sagte: „Da habt Ihr viel verpasst! Ihr hättet sehr glücklich werden können; denn das, was Ihr gesehen, war der Burggeist, der hier in diesem verfallenen Gemäuer rumort. Wenn Ihr ihm aber zugerufen hättet: „Alle guten Geister loben Gott und dich auch!" da wäre er erlöst worden und Ihr hättet die großen Schätze, die seit alters her in diesem Mauerschutte vergraben liegen, heben können!" Da ärgerten sich die Holzsammlerinnen, dass sie so hasenherzig gewesen.

36. Im Diewin.

„Da gieng ich einmal mit meinem Vater, Gott habe ihn selig, in den Diewin, Stöcke zu roden!" erzählte mir Herr Florian Schröter aus Oschitz. „Und das war gerade unterhalb der Burg. Die Stöcke waren sehr „verwämmert" (knorrig) und standen zwischen Gestein. Da sagte mein Vater. „Da hilft's nun nichts, die müssen wir mit Pulver sprengen!" Wir thaten es. Da wurde „Luft" und wir „kriegten" die Stöcke raus. Bei dem größten aber, es war ein mächtiger Buchenstumpf, da wurde uns bange, denn wir kamen auf einen getäfelten Grund und drunter klangs sehr hohl. Da sagte mein Vater: „Da dürfen wir nicht weiter graben, wir könnten sonst verrollen!" Und er machte das Loch wieder zu und er ließ die Wurzeln Wurzeln sein. Da kam der Jäger, dem erzählte es der Vater. Der ließ sich die Stelle genau zeigen und sagte: „Schröter, das habt ihr Recht gemacht!" Des andern Tages giengen wir wieder hin und da sah mein Vater, wie die Platten weggerissen waren! Ein Jahr darauf kam unser Vetter zu uns auf Besuch, der war von Wartenberg und sagte: „Wo hast denn du damals den Kopf gehabt, dass du nicht neinguckteſt!" Mein Vater sagte: „Ich hab mich geforcht!" „Na," sagte der Vetter, „da warst du schön dumm! Wie ihr fortwaret, hat der Jäger nachgraben lassen und da hat er eine eiserne Kiste mit preußischen Thalern gefunden. (1 Thl. = 3 Gld. 12 Groschen damals.) Da hat sich mein Vater sehr geärgert und ich mich dergleichen, dass wir sehr dumm waren."

37. Die goldene Henne.

An der Stelle, in Kessel, wo heute die Wirtschaft NC. 26 steht, soll vor vielen, vielen Jahren einmal ein Kloster inmitten eines großen Waldes gestanden haben. Es lebten fromme, arbeitsame Mönche drin, von welchen die ersten Anfänge der Urbarmachung der Umgebung ausgegangen sein sollen. Nach und nach sollen Deutsche eingewandert sein, die selbst in den benachbarten Eisenhämmern am Krassaberge und weiter gegen Hammer zu beschäftigt gewesen sind. Die Gegend bevölkerte sich durch deutsche Ansiedler aus dem Auslande immer mehr. Heute noch findet der aufmerksame Beobachter auf dem oben benannten Gehöfte die Spuren von Wällen und er trifft einen ehrwürdigen Zeugen aus alter

Zeit, eine Riesenlinde, vor der man andächtig den Hut abzunehmen gezwungen ist. Ein starker Mann braucht eine viermalige Klafterung seiner Arme zur Umspannung dieses Stammkolosses, dessen Nebenwurzeln hohl liegen und gleichsam einen Sockel bilden, auf welchem der Baum steht. Unterhalb des Hauses im Garten befindet sich noch ein sehr tiefer Brunnen aus alten Zeiten her. An diesen Brunnen knüpft sich folgende Sage:

Wie die Schweden wie die Pilze in der dortigen Umgebung auftauchten und raubend und plündernd diese durchzogen und überschwemmten, sollen die ehrsamen Klosterväter ihren Schatz, bestehend aus einer goldenen Henne sammt goldenen Küchlein, aus Furcht, drum zu kommen, bei finstrer Nacht in dieses Brunnens Tiefe versenkt haben. Später aber brach gar die Pest aus, die sämmtliche Bewohner hinwegraffte, und der Schatz im Brunnen blieb unberührt. Die Nachricht aber erhielt sich bis auf unsere Tage. Und erst vor einigen fünfzig Jahren thaten sich einige Kessler zusammen und wollten den Schatz ans Tageslicht bringen. Schon ließ man Einen an einem Seile hinunter. Da aber kam dessen Weib mit den Kindlein gesprungen und diese wie jene weinten und schrien und rangen die Hände ob der Gefahr, den theuren Vater zu verlieren. Das rührte dem Schatzheber das Herz und er ließ sich wieder heraufziehen. Von den anderen Männern kroch keiner hinunter; denn ihre Frauen gaben's nicht zu. Daher ist es begreiflich, dass ein so großer Schatz, bestehend aus einer goldenen Henne und güldenen Küchlein, noch in der Tiefe des Brunnens liegt.

V. Nachtjäger.

38. Der Nachtjäger und der robuste Schmied.

Es war an einem Spätherbstnachmittage. Schauerlich pfiff und heulte der kalte Sturm über die düstere, halberstorbene Flur und trieb sein Spiel, sein wildes, grausames, mit den fahlgelben Blättern, riss sie los vom Mutterzweige und führte sie im Wirbeltanz mit sich fort. Dumpf ächzte der mächtige Kiefernwald und frierend floh das Wild zu des Waldes wärmster Stelle, ins enge Dickicht. In einem abseits gelegenen Dörfchen in der Nähe des Jeschkens hörte man nur noch da und dort das taktmäßige Schlagen des Dreschers, und endlich verstummte auch dieses mit dem verschwommenen Läuten der Feierabendglocke und der frostige, müde Spätherbsttag neigte sich seinem Ende zu.

Hie und da schon flimmerte ein mattes Lichtlein in den Hütten des Dorfes, und des Hauses sorgsame Mutter belebte durch Zulegen dürrer Reiser das knisternde Feuer am berußten Kamin. Um den Tisch der Dorfschenke aber hatten sich die friedlichen Nachbarn beim braunen Schoppen versammelt und erzählten sich, wie es so kalt, und wie das Futter theuer, was das Korn gelte und was es Neues in der Stadt gäbe und was ihnen wohl sonst noch alles auf dem Herzen liegen mochte. Dabei schmauchten sie ihr Pfeifchen und bliesen die blauen Wolken um sich, als gälte es, mit denselben ihren Kummer zu verrauchen.

Großmütterchen aber, mit faltigem Gesichte, saß auf der Bank im Warmen und träumte von vergangenen Tagen, wie sie noch jung, ein zartes Mägdlein war und sich mit dem schönsten Burschen des Dorfes am Erntefeste im Tanze drehte, und wie ihr zu Lieb' und Ehr' so mancher grüne Maibaum mit vielen schönen, rothen Bändern und Schleifen gesetzt worden ist, und wie sie Hochzeit gehabt, und wie sie blühende Kinder gepflegt und erzogen. Draußen aber heulte fort der frostige Nachtwind und schlug die entblätterten Zweige der Bäume ans niedere Fensterlein.

„Das ist ein Hundewetter, da draußen," begann der Wirt in Hemdärmeln, „heute hält der Nachtjäger wieder wilde Jagd!"

„Wilde Jagd? Hahahaha!" lachte der stämmige Schmied. „Wilde Jagd!? Gevatter, glaubt ihr denn auch noch an derartige Popanzereien?"

„Ja, ja, Gevatter Schmied, das glaubt nur!" sprach's Großmütterchen, „der wilde Jäger existiert, ich selbst habe ihn schon oft gesehen, mit dem Gesichte im Nacken, hu! — wenn ich mich abends im Walde beim Streumachen verspätete. Ich werde ewig daran denken!"

„Behaltet nur eure Hirngespinste für euch, ich glaube an solch tolles Zeug nie und nimmermehr!" fuhr der emsige Schmiedemeister fort.

„Jetzt gefällt mir's," begann sein Tischnachbar. „Trinken wir noch eins," sprachen alle Gäste.

„Trinken wir noch eins, dass ich Courage kriege!" wiederholte der Schmied, „wenn der Nachtjäger mir auf dem Heimwege begegnen sollte!"

Es wurde noch manches Wort gesprochen von dem Nachtjäger, wie er in der Kriesdorfer Schmiede hatte seine kopflosen Rosse beschlagen lassen, und von den Buschweiblein, wie sie gekommen und den Bauer um Vorbacken gebeten, und wie er ihnen gegeben, wie er des anderen Tages zum Lohne eine Hand voll groben Mehles dafür erhalten habe, wie er es verächtlich in den Kühtrog geworfen, und wie ihm an den Händen der Goldstaub ist hängen blieben, und wie er habe die Kuh schlachten müssen, und wie er dann im Magen derselben einen Klumpen Goldes, so schwer und rein, gefunden habe. Ein anderer erzählte, wie einer einen gewöhnlichen Apfel von den Waldweiblein erhalten habe, wie er denselben zerschneiden wollen, hätte er gesehen, wie er von Gold sei und dergleichen mehr.

Es war nun spät an der Zeit und die Tischgesellschaft zerstreute sich. Auch unser Brausauf, der Schmied, lenkte seine unsicheren Schritte seiner entlegenen Wohnung zu. Der Nachtjäger aber spukte ihm schon im Kopfe herum. Sein Weg führte durch den Wald, und wie er nun so ahnungsvoll weiterschritt, da war's, als höre er ein Brausen, tief und hohl, das immer und immer näher zu kommen schien. Und horch! Was war das? Ist das nicht Hundegebell, nicht Hussaruf? Was saust an ihm wohl vorüber? Was kläfft um seine Ohren? Und sieh, da kommen auch zwei große, zottige Hunde! Ihre Augen rollen wie zwei

Feuerräder im Kopfe herum. Horch! — ein Schuss! — noch einer! — wieder einer! „Mir auch einen Fratz!" so schreit der verwegene Schmied. Und wie er nun so dasteht, tritt aus des Waldes Gezweige der leibhaftige Nachtjäger in grüner Waidmannstracht, die hohle Büchse in der Hand und auf dem Hute drei kühngeschwungene Federn, hervor. „Da hast du einen Fratzen!" so spricht er zum schlotternden Schmiede, dessen Muth bis zur Hirsekorngröße zusammengeschmolzen war, und bei seinen donnernden Worten fiel ein tüchtiger Rehschlägel, so feist und so schön, dem Manne vor die Füße. „Ich bin dein Gast, morgen nachts um 12 Uhr," donnerte der Heidengott ihn an und war verschwunden.

Freudig ob des noch glimpflichen Ausganges dieses Abenteuers, dieses unheimlichen Zusammentreffens, betrachtete der Schmied das Wildbret, lud es auf seine lastgewohnte Schulter, die ihm schier den Dienst versagte, so schwer war das Stück. Keuchend und mit Schweiß bedeckt erreichte er sein Heim und erzählte seiner Ehehälfte von dem seltsamen Begegnen mit dem grünen, stolzen Nachtjäger, von seinen vielen Hunden und den Feueraugen und den kühngeschwungenen Hutfedern, und wie sich der Nachtjäger kommende Nacht 12 Uhr bei ihm zu Tisch geladen.

Die Nacht war ihm, wie seiner Frau, sehr lang geworden; denn kein Schlaf wollte kommen, und morgen dieser widerliche Besuch! Als endlich der junge Tag erwachte, schlotterte der sonst so muskulöse Schmied zum ehrsamen Geistlichen des Dorfes, erzählte mit fiebernder Hast ihm sein nächtliches Erlebnis und bat ihn flehentlich um Rath, der ihm auch zutheil wurde.

„Merket euch," so sprach der Pfarrer, „genau sein Benehmen, wenn der wilde Jäger euer Gast sein wird und kommt nur tags darauf wieder zu mir!"

Freudig und dankend entfernte sich der Schmied, er fühlte sich erleichtert, und sah mit ruhiger Spannung dem nächtlichen Mahle entgegen.

Nachmittags rauchte in der Dorfschmiede der viereckige Schornstein noch einmal so fleißig als sonst. Galt es ja, dem seltsamen Gaste alles aufs beste herzurichten, damit er versöhnt von dannen gehe auf Nimmerwiedersehen. Es pristelte in der Röhre der duftende Braten, Thüren giengen auf und zu und auf dem Herde brodelte die dampfende Suppe Wohlgeruch. Endlich wurde es Nacht, stockfinster war's und die zwölfte Stunde kam heran. Da schlägt es Mitternacht! Draußen aber sprang

mit dem letzten Uhrschlage die Hausthür auf und schon pochte es, Einlass begehrend, an die Stubenthür. Einmal — zweimal — dreimal! „Herein!“ rief der erregte Gastgeber. Und kaum war ihm das Wort entschlüpft, so zeigte sich schon das Kreidegesicht des Nachtjägers an der Thür, und mit festen Schritten näherte sich der Unhold dem Tische, auf welchem bereits Speisen dufteten und zum Essen einluden. Aufs freundlichste, jedoch erzwungen, lud der Schmied den grünen Gast ein, sich zu setzen und zuzulangen, musste es aber dreimal thun, denn der Heidengott ließ sich dreimal heißen. Drei Löffel der Suppe führte er zum blassen Munde und schon greift er nach dem Braten, von welchem er ebenfalls nur drei Bissen kostet, desgleichen von den übrigen Gerichten, welche die ehrsame Meisterin, die während dieser Zeit stumm und regungslos dagestanden, mit Geschick zu bereiten verstanden. Nun war er fertig, der bleiche Gast, stand auf, drückte den Hut auf seinen Kopf, lud den Schmied morgen Mitternacht zum Breitensteine (bei Schwabitz), bedankte und empfahl sich, und weg war er. Erleichtert athmeten Mann und Frau auf und der Graus war bald bei dem duftenden Essen vergangen.

Des nächsten Tages in der Früh fieng es unserem Schmied bei dem Gedanken an den Breitenstein wieder unheimlich zu werden an und wieder lenkte er seine Schritte zum ehrwürdigen Pfarrer, erzählte ihm alles haarscharf, wie es sich mit seinem Gaste zugetragen, und wie dieser ihn eingeladen, heute Mitternacht zum Breitensteine zu kommen und sein Gast zu sein. Wieder erhielt der Schmied den väterlichen Rath, hübsch hinzugehen, zum Breitensteine, und sich genau nach des Nachtjägers Manier zu betragen, vor allem aber auf seiner Hut zu sein, denn nur so könne er des Koboldes los werden.

Es war stockfinster, als der arme Schmied mutterseelenalleine zum Breitensteine tappte. In den Klüften schrie die Eule kläglich schrill durch die pechrabenschwarze Nacht und der Sturm brach krachend der Bäume grüne Arme. Wie er nun dort ankam, beim Breitensteine, der arme Wanderer, da ward es lichter und lichter. Ja, sollte er denn seinen eigenen Augen trauen? Auf dem sonst so kahlen Breitensteine, auf dem nur hie und da ein verirrtes Birken- und Weidensträuchlein sein Dasein kümmerlich fristete, ragte ein stattliches Schloss mit stolzem Säulenbau empor. Aus den prächtigen mit Gold und Edelsteinen besetzten Fenstern leuchteten heller als tausend Sonnen tausende und aber tausende Lichter mit wunderbarem, blendendem Glanze, und ein Volk von schönen

blondgelockten Knaben bildete Spalier am weiten, prächtigen Thore. Beklommen gieng er durch den herrlichen Säulenbau, in welchem wiederum tausende blitzende Demanten prangten und mit herrlichem Farbenspiele den Raum erfüllten. Dreimal pochte der nächtliche Wanderer an eine prachtvoll mit Edelsteinen besetzte goldene Thür, die in ein Zimmer führte, aus dem die lieblichste Musik, so einschmeichelnd und lockend, ertönte, dass ihm die Sinne beinahe vergiengen. Ein kräftiges „Herein!" brachte den verdutzten Schmied wieder halb zu sich und er trat in einen hellen, funkelnden Saal, wo Pracht und Herrlichkeit verschwenderisch mit einander wetteiferten. Da flimmerte es voll Rubinen, von Smaragden und Demanten, da standen goldene Stühle, schön geordnet, um einen Tisch aus leuchtendem Krystall, und dieser wiederum war mit Rubinen und grünen Smaragden besetzt. Und, an den Wänden, welche Spiegel! Sie reichten bis zum Boden herab! Da war überall ein Glanz und ein Geflimmer, und ein Gesang, man wusste nicht woher, und wie einschmeichelnd und sinnbestrickend schwollen und schwommen die Töne lockend in der Balsamluft, die den Raum des Saales erfüllte. Auf dem Tische blitzte es von Flaschen, mit feurigem Wein gefüllt, wie aus Keltern keiner noch geflossen, und die Teller von Gold, wie glänzten sie, und welcher duftende Bissen lag nicht auf ihnen. Es schmolz ihm, dem lüsternen Schmiede, die Zunge im Munde ordentlich zusammen nur beim Anblick und dem Geruche der Gerichte!

Dem glotzenden Gaste aber war doch nicht ganz, wie ihm sonst war, wenn er daheim in seiner Behausung oder im Wirtshause in Mitte seiner Nachbarn saß. Ihm däuchte, der ganze Saal mit seiner Herrlichkeit und Pracht drehe sich um ihn. Es klopfte sein Herz, wie wenn sein sechspfündiger Schmiedehammer auf den Amboss fiele. Wie nahm er sich zusammen, um der Gefahr zu entgehen. Dreimal war er vom herantretenden Herrn der Herrlichkeit, den er erst jetzt gewahrte, geheißen, zuzulangen und er that es gleich ihm, dem Grünen, fürsorglich erst zum drittenmale. Dreimal einen Löffel, dreimal einen Bissen von den verschiedenen Gerichten aß er und spannend sah ihm der Nachtjäger zu. Und als er fertig war, der Schmied, stand er auf, bedankte sich und wollte sich empfehlen.

Da aber schrie in seinem Zorne der Geist, der ihm nichts anhaben konnte: „Das war dein Glück, Warmblut, hättest du anders gethan, so hätte ich dir das Genick gebrochen!"

Und weil er dies sagte, erhob sich ein furchtbares Gewitter, es stürmte, blitzte und krachte, und das herrliche Schloss war mit einem prasselnden Donnerschlage verschwunden. Unser gerettete Schmied aber saß auf dem gewöhnlichen Breitensteine und umklammerte eine niedrige Weide auf der gefährlichsten Stelle des Felsens, von welchem er sich bei zunehmender Helligkeit des Morgens mühsam herunterarbeitete.

Wenn nun wiederum nach gethaner Arbeit unser Schmied abends im Kreise seiner Nachbarn sitzt, und es ist einer da, der nicht an den Nachtjäger glauben will, so färbt sich das Kupfergesicht des Feuerarbeiters röther und im Eifer erzählt er seine Erlebnisse, die er mit dem Nachtjäger gehabt, mit dem sich nicht spassen lasse, und ließ sich davon auch keine Silbe nehmen.

39. Nachtjägers Jagd.

Es gieng schon auf den Abend zu, als einmal unser Gesinde in die kleine Wämsche, die am Rollberge liegt, gieng, um Flachs zu „reifen" (herausreißen). Sie hatten aber gar nicht lange noch gereift, da erhob sich ein rasender Sturm, große Staubwolken aufwirbelnd, dass sie nicht aufsehen konnten. Im nahen Rolle krachten die Bäume fürchterlich. Das war ein furchtbares Heulen! Die Großmagd sagte: „Leute, das muss was heißen, ob nicht gar der wilde Jäger kommt!?" Und richtig! Sie hatte kaum ausgeredet, da pafften viele Hunde aus dem Rolle her auf allen Ecken und Enden. Da erschraken alle gar sehr und nahmen sich die Schürzen über's Gesicht und warfen sich zur Erde in den Flachs, wo sie ruhig liegen blieben. Da kam's immer näher und näher. Hui, das sauste über sie weg, wie ein Heer von zehntausend Teufeln und viele Stimmen gleich Kindern riefen: „Es bäst, 's bäst ne!" (Es schläft, es schläft nicht.) Nach und nach aber erschallten die Stimmen immer ferner. Die Bäume hörten auf zu sausen und die Luft wurde wieder ruhig und der Himmel wieder rein und hell. Da standen die Arbeiter einer nach dem andern wieder auf und giengen nach Hause. Wenn sie aber nicht die Schürze über's Gesicht gedeckt hätten und nicht zur Erde niedergefallen wären, da hätte sie der wilde Jäger mitgenommen und sie hätten ihm treiben müssen oder er hätte ihnen den Garaus gemacht.

40. Der Nachtjäger.

Da musste Einer einmal von Johannesthal nach Drausendorf gehen, und das war Bienertbauers Seffel. Es war stockfinstere Nacht, und er fürchtete sich sehr; denn er musste doch bei der „schwarzen Pfütze" vorbei, die in jenem Kiefernwalde liegt, der sich von Johannesthal bis Drausendorf ausbreitet und sich bis zum Jeschken hinanzieht. Und weil es am genannten Orte spukte, so gieng niemand gern zur Nachtzeit dort vorüber, am allerwenigsten diejenigen, die große „Anfechtsche" hatten, wie man zu sagen pflegte.

Bienertbauers Seffel hatte aber einen Kameraden, der ihm sehr zugethan war; und das war ein starker, baumlanger Kerl, der sich vor keinem Teufel gefürchtet hätte. Diesen nahm er sich mit und beide machten sich auf den Weg. Als sie miteinander durch den Wald giengen und dem verrufenen Platze näher kamen, drückte sich der Furchtsame fest an seinen starken Begleiter. „Siehst du nicht den Nachtjäger mit seinen vielen Hunden mit den Feueraugen? Schau, wie er aussieht!"

Und richtig! Es kam ein grüner, wilder Jägersmann, dessen schwarze lange Rabenhaare wie ein Wasserfall über sein marmorbleiches Gesicht hiengen, und hinter den Haaren, da funkelten zwei Augen hervor, wie Blitze in finstrer Gewitternacht. „Komm, treten wir da hinter diese dicke Kiefer, dass der Kerl Platz hat," so rief der stämmige Bauernbursche seinem furchtsamen Begleiter zu, und wie sie es gethan hatten, da kam er näher, der Unhold, mit seiner sichertreffenden Flinte und donnerte sie an: „Laßt mich in Frieden und geht ihr eure Wege!" Und er hatte es kaum gesagt, so fuhren grelle Blitze durch die Luft der stockfinstren Nacht und der Donner grollte furchtbar in ihre Ohren, und ganz betäubt schlotterten sie vom gefährlichen Platze des unheimlichen Spukes.

41. Das Geschenk des Nachtjägers.

Westlich von Oschitz liegt die Einschicht Kühthal, in deren Nähe ein Torfmoor sich ausbreitet, worüber allnächtlich der Nachtjäger zu jagen pflegte. Da versammelten sich eines abends in der Schänke einige Bewohner des Örtchens zum üblichen Rockengange und die übermüthigen Burschen und kichernden Mägde trieben ihre losen Scherze mit dem und

jenem. Draußen heulte der Wind über das sumpfige Moor und ein pechschwarzer Himmel zog sich über der finstern Erde hin. Der nahe Kieferwald erbrauste fürchterlich. „Der wilde Jäger hält heute Jagd!" rief ein ängstlicher Rockengänger, „schon heult er über das Moor! Hört ihr die Hunde bellen? Hört ihr die Büchsen knallen?" „Ja, ja!" rief ein anderer und riss das Fenster auf und schrie in die Nacht hinaus: „Mir auch einen Fetzen!" Kaum aber hatte er mit frevelndem Muthe diese Worte gerufen, da sauste ein Pferdeschenkel durchs Fenster herein, mitten unter die Versammelten. Da erschraken alle und jähe Röthe wechselte mit tiefer Blässe auf ihren Gesichtern. Da war guter Rath theuer. Der freche Bursche aber verkroch sich hinter die kreischenden Mägde und er wäre um ein schönes Stück Geld nicht da hervorgekommen. Der alte Schänker aber, der auf dem Backofen geschlafen hatte und erwacht war, war Zeuge des Spukes gewesen. Er kam herunter, sprach in Eile ein Stoßgebetlein und wollte das Fleisch forttragen. Aber, o höchstes Entsetzen! Es gieng nicht los und war wie angewachsen und musste bis zum nächsten Tage liegen beiben, wo der selige Herr Pfarrer mit dem Sprengwedel und einem heiligen Sprüchlein den Spuk vertrieb. Aber alle, welche Zeuge dieses Mirakels gewesen, wussten nun, dass Geister am besten in Ruhe gelassen werden sollen, wenn's nicht Ungemach oder gar Verderben bringen soll.

VI. Teufel.

42. Das Drachenhühnel.

Vor langen, langen Jahren, da lebte einmal ein Bauer, dessen Gehöfte auf einem Hügel stand, weshalb er der Bergbauer genannt wurde. Bergbauer Steffen war aber ein sehr reicher Mann, und weil er sehr reich war, konnte er sich Leute halten und selber nur „anschaffern"; und wenn's ihm gerade in den Sinn kam, blieb er Tage lang im Wirtshause beim braunen Schoppen und blies aus seiner Pfeife den Rauch in so dichten Wolken um sich, dass man ihn kaum sehen konnte. Trotzdem er spielte und trank, nahm sein Vermögen nicht ab und seine Wirtschaft blieb immerfort auf's beste bestellt. Wenn jemand Korn, Hafer oder Weizen brauchte, so durfte er nur beim Bergbauer anklopfen, dort erhielt er gewiss, freilich nur für bares Geld, so viel Getreide, als er nur wollte, und Bergbauers Schüttboden blieb wunderbarer Weise immer voll der schönsten, herrlichsten Körner. Darüber wunderten sich die anderen Leute nicht wenig, und man fieng an vom Bergbauer die wunderlichsten Geschichten zu munkeln, denen des Bergbauers Lebensweise reichhaltige Nahrung gab. Wenn seine Nachbarn Sonntags dem Rufe der Kirchenglocken folgten, lenkte er seine Schritte dem Wirtshause zu und fröhnte dem Trunke und fröhnte dem Spiele. „Mit dem wird's einmal kein gutes Ende nehmen," hieß es später ganz laut unter den Leuten, und, das wäre am Ende bald eingetroffen. Seine Frau selbst ängstigte sich darüber sehr und redete ihm manch liebes Mal so recht ins Gewissen. Er aber fürchtete sich sehr vor Orgelton und Klang der Kirchenglocken und ließ nicht ab von seinem wüsten Leben. — — —

Da war es einmal an einem herrlichen, schönen Frühlingsmorgen. Freundlich lächelte die goldene Sonne vom blauen, hohen Himmel hernieder und küsste die Kinder der Flur, die lieben Blumen, mit mannigfacher Pracht, heraus aus der neuerwachten, warmen Erde. Lustig flogen unter ihren bunten Trillertönen die Lerchen empor zum lieblich

blauen Äther und lockend riefen die hellen Kirchenglocken die Gläubigen zum innigen Gebete. Da wurde auch dem Bergbauer so weich ums Herz, so festlich, und es litt auch ihn nicht länger daheim; er suchte sich sein bestes Kleid hervor, zog es an und gieng, seit Jahren wieder, mit seiner Frau das erstemal ins Gotteshaus. Wie neugeboren kehrte er zurück mit seiner hocherfreuten Ehehälfte. Aber die Stirne zog er noch manchmal kraus, was seiner Frau sehr auffiel. Deshalb frug sie ihn mehrmals nach seinem Kummer und ließ ihm keine Ruhe, bis er erzählte:

„Du weißt, Bergbäuerin, es sind wohl schon Jahre verflossen, wie an jenem Spätherbsttage gegen den Abend wir in der Scheuer „Siede"*) schnitten. Du hörtest damals ein Hühnchen kläglich zipsen. Du sprachst: „Wie kommt das Hühnchen daher?" und suchtest und fandst richtig in dem Winkel unserer Scheuer ein kleines Hühnchen, das vor Kälte seine Federn sträubte. „Das Hühnel friert," sprachst du vor Mitleid und trugst es in die warme Stube. Aber wie wir es drinn hatten — mich schaudert, wenn ich daran denke —, da kroch es hinter den Ofen und spuckte dort ein Häufchen Getreide aus; und wie wir das Getreide wegnehmen wollten, da blieb immer wieder welches liegen. Wie schön war das nicht! Sack um Sack füllten wir an von dem winzigen Häufchen und es nahm nie ab. Wir füllten davon unseren Schüttboden, und der wurde nie leer — wir wurden reiche Leute. — Kein sterbendes Wörtchen wurde seit jener Zeit von dem Vorfalle verrathen weder von mir, noch von dir. Doch jetzt läſst es mir keine Ruhe, ich fürchte ein schlimmes Ende." — — —

So sprach in Sorgen der Bergbauer zu seiner Frau und beschloſs, das Hühnel zu vertilgen. Doch dies war nicht so leicht, als er dachte. Und wie er zuhause ankam, der reiche aber kummervolle Steffen, nahm er das Teufelshuhn und trug es eiligst fort in einen weiten tiefen Wald, damit es sich verlaufe und nimmer zurückfände. Dabei erhob das Hühnel aber ein klägliches Gezeter, daſs dem Steffen ordentlich unheimlich wurde. Aber nur fort, nur fort mit ihm, im rasenden Laufe dem Walde zu, wo er es in die grüne Heide setzte. Eiligst lief er zurück und war ordentlich erleichtert. Aber, o Entsetzen! wie er daheim ist, da wird ihm heiß und kalt in einem Augenblicke, weil das Huhn, das er

*) Häckerling.

soeben im Walde aussetzte, wieder daheim unter dem Ofen sitzt. „Wart, wart, du Teufel, ich will dir heiß machen, wie du mir heiß gemacht hast; ich will dich spießen und braten, damit dir der Appetit nach mir und meinem Hause vergeht!“ so sprach der geängstigte Bauer, als er wieder bei Besinnung war. In Eile nahm er eine feste „Lade“, sperrte das Drachenhühnel, das wieder jämmerlich zeterte, hinein, sperrte die Kiste zu und trug sie in die Scheuer. Seine Frau aber hatte er hinaus geschickt aufs Feld, damit sie ihn nicht störe bei der Vertilgung des Huhnes. Strohbund um Strohbund trug er zusammen und warf sie auf die Lade und um die Lade; auch Fackeln und dürres Reisig durften nicht fehlen, wollte er doch einheizen, dem Hühnel, auf ewige Zeiten. — — — Sein Geld und die besseren Sachen hatte er in den entfernten Schuppen schaffen lassen, und der war von Stein, daher waren sie in sicherem Verwahr geborgen. Sein Wohnhaus sammt der Scheuer aber, die waren von Holz und schon morsch, die konnten schon verbrennen, hatte er ja Geld, sich ein schöneres Gehöfte erbauen zu lassen! Und war das zu viel geopfert, wenn er des lästigen Huhnes loswerden konnte? — — —

„Feuer, Feuer!“ so rief's in ihm und er zündete den Strohhaufen an, unter welchem das erbärmliche Huhn in festen Banden stak. Schon brannte es lichterloh; höher und höher stiegen und leckten die Flammen an den dürren Sparren des Dachwerkes der morschen Scheuer. Ha, war das eine Musik in seinen Ohren, wie es so prasselte, wie es so krachte, als die Balken niederstürzten! „Nun wirst du mich in Frieden lassen, du Plagegeist!“ so rief er vor Freude; und weil es immer und immer höher brannte, so lief er davon, so sehr er konnte, fort, fort ins Weite, dass ihm der Athem beinahe ausgieng und ihm grün und schwarz vor seinen Augen wurde, so dass er sich setzen musste, um auszuruhen. Er hatte aber kaum Athem gefunden, da schnürt ihm jäher Schreck den Hals zu und thalergroß treten seine Augen hervor; denn hinter ihm kommt das Drachenhühnel gelaufen und kichert und spricht:

„L—l—lieber Meister dein Haus brennt
U—u—und d—du bist fortgerennt!
S—s—sein m'r app'r g—g—gerannt,
S—s—sunst wär'n m—m'r v'rbrannt!
Br—br—brauch'st jo nei su zu loufen,
K—k—konst d'r schun no a Hoif'l koufen.“ —

43. Der weiße Schimmel.

Vor vielen, vielen Jahren da lebte in Drausendorf einmal ein Bauer, und weil sein Urgroßvater der „Fuchsbauer“ hieß, so nannte man auch ihn den Fuchsbauer. Heute aber lebt auch der nicht mehr. Der Fuchsbauer war aber kein dummer Mann, sondern er war in der schwarzen Kunst wohlerfahren und man hatte ihm gar manches zugemuthet.

Da fuhr er einmal mit seinem Nachbar, dem Fiedlerbauer, nach Johannesthal um Kalk. Und weil es von Drausendorf bis Johannesthal nicht weit ist, so sagte er: „Wir war'n wull no zukomm'“ und fuhr erst gegen Abend hinüber. In Johannesthal luden sie ihre Wagen mit Kalk voll und machten sich hernach — es war schon sehr finster — auf den Heimweg. Und als sie durch den mächtigen Kieferwald fuhren, der zwischen genannten Orten sich zum Jeschken hinaufzieht, da wollten die Pferde durchaus nicht mehr weiter. Der Fuchsbauer trieb sie an und sein Gefährte griff in die Speichen; die Pferde zerrten an den Strängen mit aller Kraft, aber der Wagen gieng nicht vom Flecke und war wie angewachsen. „Nu, Got's verflucht, wos es denn dos!“ schrie der Fiedlerbauer. „Piste, ruhig!“ entgegnete sein Nachbar. „Nu, siehste ne dort dan weißen Schimmel grasen, bei dar schwarzen Pfütze? Dos es jo d'r Teifel!“ sagte der Fuchsbauer und dann: „Wort ok, wort! dos Ding wort wull and'rsch war'n!“ so fuhr er fort zu sprechen und gieng dreimal um den Wagen, wobei er etwas zwischen den Zähnen murmelte. Er war kaum das drittemal herum, so war auch schon der Schimmel verschwunden und die Pferde zogen mit Leichtigkeit den Wagen fort. Das war bei der schwarzen Pfütze im Kieferwalde zwischen Drausendorf und Johannesthal. Und dort spukte es noch manchmal.

44. Der Jäger.

„Das können wohl schon die sechzig Jahre her sein,“ erzählte mein Gewährsmann Florian Schröter aus Oschitz, „da gieng ich mit meinem Vater über Land und wir kehrten in der Wolschner Schenke ein. Dort kamen immer Leute von nah und fern zusammen und sie verspielten ihr Geld. Das gab nun viel Ach und Weh in der Umgebung; denn die Frauen hatten daheim mit ihren Kindern oft nichts zu essen.

Da wurde viel geflucht und viel geweint. In Wolschen aber flogen die Gulden und die Thaler wie Weidenblätter und Kieselsteinchen und die Verspieler fluchten jämmerlich. Bei einem Tische aber giengs fürchterlich zu. Es saßen drei Erzspieler dort. Da gieng die Stubenthür auf und ein hübscher junger Jäger, den niemand kannte, trat jetzt ein. Er setzte sich mit zum Tische, warf seinen strotzenden Geldbeutel auf den Tisch, dass die blanken Thaler klangen, und frug, ob er mitspielen dürfe. „Der Kerl hat Geld!" dachten die drei und sagten: „Recht gerne!" Da spielte der Grüne mit. Er verlor und fluchte dazu fürchterlich. Die Gewinner aber lachten. Da fiel Einem ein Blatt untern Tisch. Er hebt es auf. Wie er aber raufkam, war er weiß wie Kreide. Er legte die Karten weg und sagte: „Ich spiele nicht mehr!" Die anderen aber schauten ihn an und wussten nicht, was er habe. Da fieng's an zu stocken im Spiele und die andern spielten auch nicht mehr. Nun aber fieng's an, jämmerlich zu stinken. Da erschraken auch die andern zwei und schauten sich den Grünen an und da sahen sie dessen Pferdefuß. Das war eben der Teufel. Da schrien alle: „Ach Gott, ach Gott, der Teufel ist unter uns, der Teufel!" Und wollten durch das Fenster entspringen! Der grüne Teufel aber stand auf und sagte: „Nein, ich bin der Luzifer selber und eure Glück wars, dass ihr nicht geflucht habet. Ich hätte euch sofort das Genick gebrochen!" Und da machte es einen Donnerschlag und der Teufel zog ab. Die Spieler aber zitterten wie Espenlaub und spielten fürder keine Karten und in Wolschen schon gar nicht mehr.

45. Der Heckthaler.

Da hat einmal im Polzenthale ein Mann gelebt, der mit allen seinen Lebensschicksalen im Hader war. Er fluchte auf alles, sogar auf die göttliche Vorsehung. Das gefiel dem Teufel, der Aussicht auf eine Seele hatte. Da gieng der Mann einmal auf sein Feld. Wie er so zu Füßen schaut — er konnte niemanden ansehen — sieht er einen Thaler liegen! Er hebt ihn freudig auf. Ein andermal fand er auf derselben Stelle wieder einen Thaler. Das freute ihn noch mehr. Das Geld hatte aber der Teufel hingelegt. Und wie der Mann den dritten Thaler gefunden hatte, da kam der Teufel selber zu ihm und nannte ihn Bruder. Das hörte auch der Sündenbock gern und er nannte auch den

Teufel Bruder und sie waren Du und Du. Dann schlossen sie miteinander einen Freundschafts- und Tauschvertrag ab. Der Mann erhielt vom Teufel sehr viel Geld und dem Teufel sollte nach zehn Jahren des Mannes Seele zugehören. Da lebte nun der Sünder in Saus und Braus. Aber die zehn Jahre währten nicht ewig und waren einmal um. Da ward dem Betrogenen sehr ängstlich, weil die Freundschaft mit dem Teufel keine liebe Freundschaft war und er wollte sich vom Schwarzen abschütteln. Da ward aber der Teufel wild wie er das roch und er kam ins Saudauer Backhaus, wo der Mann mit seiner Frau wohnte. Und wie er schlief, nahm ihm der Teufel den Fuß weg und machte ihm einen anderen dran. Nun kriegte der Arme ein ganz schwarzes Bein,*) hatte viel Schmerzen und mußte dran sterben.

---

*) Vergleiche Gust. Schwab's deutsche Volksbücher „Faust".

VII. Anhang.

46. Die Pest in Kessel.

Die Ortschaft Kessel soll einst ein großes Gut gewesen sein, aus welchem sich die heutigen Bauernwirtschaften entwickelt haben sollen. Die Umgebung von Oschitz hatte aber vor alten Zeiten viel herbe Schicksale zu erdulden. Große Theuerung, Hagel, Wolkenbrüche, Misswachs und Pest und Krieg wechselten mit einander. Namentlich hart litt die Gegend im dreißigjährigen Kriege durch die feindlichen Schweden, die Oschitz und die umliegenden Orte einäscherten. Im Jahre 1633 brach die Pest aus, die Kessel dreimal besuchte. Die Sage erzählt:

„Es lag wie ein drückender Alp auf den Seelen der Bewohner. Aller Herzen schlugen bang und schwer. Vieh und Menschen wälzten sich vor Hunger auf der Erde. Vom Himmel brannte die Sonne fürchterlich heiß und kein Wölklein zeigte sich. Da ist ein Reiter geritten kommen, von B.-Aicha her, auf weißem Pferde. Traurig soll er sein Haupt geneigt haben und bald wieder soll er nach allen Seiten ausgeschaut haben. Da soll auf einmal ein blaues Wölklein gezogen sein kommen. Das Wölklein war die Pest. Der Reiter gab seinem Pferde die Sporen, dass die Weichen bluteten. Im Nu gieng's fort, seinen Mantel ließ er fallen. Da ist die Pest in den Mantel gezogen, dem Reiter that's nichts. Die Leute aber, die den Mantel liegen sahen und ihn beschauten, bekamen die Pest, die in Kessel alle Leben endigte mit Ausnahme eines Hirtenjungen, der blies die Dudelsackpfeife.

47. Der Irrlichterzug.

Es war an einem kühlen Herbstabende, als ein Vater sammt seinem Sohne aus dem Dörfchen Sabert dem Walde zuschritt. Es hatten Holzfrevler ihm schon manchen schönen Stamm davongetragen, und sollte er dem länger so zusehen? Die untergehende Sonne sandte

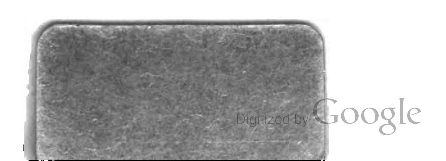
ihre letzten Scheidegrüße glühend roth hinter dem fernen blauen Rollberge herüber und vergoldete die flockigen Wölklein, welche die Spitzen der Berge umschwebten; und da und dort flimmerte ein goldenes Sternlein Frieden auf die ermüdete Flur hernieder. Auf Wies' und Au lagerten sich graue, dichte Nebelhaufen und aus ihnen schauten nied're kahle Erlen- und Weidensträuche, und durch die dunklen Föhren des Waldes fuhr manchmal ein pfeifender Windstoß, der die schlafenden Vöglein aus ihrer Ruhe störte. In den Felsenspalten aber schrie die Eule kläglich schrill ihr Hungerlied. —

Furchtsam drückt sich der geängstigte Knabe an den Vater bei der nächtlichen Runde im Walde. Da ertönte plötzlich der kreischende Ton einer Säge aus dem Forste. Und wie der Vater, gespannt lauschend und forschend, weiterschritt, da hatte er bald sein Kind ein gutes Stück zurückgelassen, dass es sich im finsteren Walde verirrte. Das Sausen der windbewegten Zweige und das Ächzen der Äste der moosbewachsenen Kiefern aber machte den Kleinen immer erregter. Endlich erreicht er einen Pfad, auf welchem er dem Waldsaume zuschritt. Wie er aber dort ankam, da hörte er ein Singen und ein Klingen von fern aus der Wiese her erschallen. Es kam deutlich näher! Er lauschte! Und wie er so dastand, da sieht er eine lange Reihe feuriger Punkte, zu zwei und zwei hinter einander, näher kommen. Sein Athem wird heiß und schnell! Er rafft nach Luft und will auf den lieben Vater rufen! Aber kein Laut kommt ihm über die Lippen. Er rafft immer mehr nach Luft. Da sind die Lichtlein nahe! Und was sieht er? — O Entsetzen! Einen Zug von wackelnden Ziegengerippen, die große, große Hörner hatten, und zwischen diesen brannten bläuliche Lichtlein, und die dürren Knochen klapperten gespensterhaft im Winde. Vor Furcht will ihm das Herz zerspringen, und sein Vater, der liebe, der gute, ist nicht da! Vor Fieberfrost und Schauern klapperten seine Zähne. Er will davon eilen, bringt aber die Füße nicht vom Orte. — Da rief die gewohnte Stimme des Vaters hinter ihm: „Fercht'sch ok ne, Nazel, ich bi jo do!" Und wie der Vater so redete, da wandte sich der Zug, und klappernd schlotterten die häßlichen Gerippe weiter den Dorfwiesen entlang, bis sie unter Leichenharmonien in einem Tümpel verschwanden. Den Vater aber duldete es nicht länger mehr im unwirtlichen Walde, er nahm sein krankes, geliebtes Kind in seine Arme und trug es nachhause. Der Knabe aber starb noch dieselbe Nacht. Die Leute aber behaupten, der-

selbe Zug habe sich noch manchmal blicken lassen. Dann aber hieß es immer: „Die holen sich wieder Einen."

48. Der Zahn des Schneiderleins.

Da wohnte einmal in Sabert ein Schneiderlein, und das Schneiderlein stand in Hanichen in Arbeit. Montags beim Morgengrauen lief es zappelnd an Händen und Füßen hinüber und kam erst Samstags spät nach Hause. Es musste dabei immer über den Jeschken steigen. Das flinke Schneiderlein aber hatte eine sehr giftige Zunge und ließ niemanden in Ruhe. Da kam wieder einmal der Sonntag heran und das Schneiderlein machte sich auf den Heimweg. In seine Tasche hatte es sich ein Fläschchen mit Schnaps gesteckt, woraus es immer Muth trank. Da kam's nun auf den Jeschken. Auf dem Jeschken aber wohnten ein paar Teufel, und die Teufel rumorten dort alle Abende und schleppten Steine hin und her und spielten mit ihnen Ball. Das Schneiderlein hatte auch von den Teufeln und ihrem Treiben gehört und hat gesagt: „Ich forcht mich vor den Teufeln nechè!" Wie es das aber gesagt hatte, da kam ein unbändiger Teufel, und der trug einen großen Stein. Das Schneiderlein aber rief: „Und wenn du den ganzen Jeschken auf den Buckel nimmst, so forcht ich mich immer noch nechè!" Da ergrimmte der Teufel und warf mit dem Steine nach ihm. Und der Stein fiel dem fallenden Schneiderlein gerade auf die Rockschößel, und es konnte nicht fort. Da nahm der Teufel aber einen anderen Stein und begrub das Schneiderlein unter ihm, dass ihm kein Zahn mehr wehthuen möge. Wo das Schneiderlein aber liegt, dort ragt ein hoher spitzer Stein vom Jeschken in die Höhe und dieser Stein ist so spitz wie ein Zahn. Und da sagen die Leute: „Sehet, das ist des bösen Saberter Schneiderleins sein giftiger Zahn."


Digitized by Google